J. H.
Tafs. o.
105
1.

~~VII 425~~

$\frac{a-b}{}$

Topo $\frac{105}{1}$

F. R.

6604.
4.

Topographisch-statistische

Beschreibung

der

Kaiserlichen freien Reichs-Stadt

Goslar

Zur

Belehrung und Unterhaltung

für

Leser aus allen Ständen

von

Sebastian Georg Friedrich Mund

Pastor primar. an der Haupt- und Marktkirche und Consistorialis zu Goslar, der Hochfürstl. Hessischen Gesellschaft des Akkerbaues und der Künste Ehrenmitgliede, der Churfürstl. Pfalzbaierschen Gesellschaft der sittlichen und Landwirthschaftlichen Wissenschaften ordentlichem, und der Leipziger ökonomischen Gesellschaft correspondirendem Mitgliede

Erstes Heft

Goslar

bei Ernst Wilh. Gottl. Kircher.

Topographisch-statistische
Beschreibung
der
Kaiserlichen freien Reichs-Stadt Goslar.

Erste Abtheilung.

Zustand des hiesigen Landes vor der Erbauung der Stadt Goslar.

Erstes Kapitel.

Zustand dieser Gegend in den entferntesten Zeiten.

Obgleich es nicht in unserm Plane liegt, eine pragmatische Geschichte der Reichs-Stadt Goslar zu verfassen; so kann es doch demselben nicht entgegenstehn, daß wir vorher einen Blick in die Zeiten der Vorwelt thun, so weit die Geschichte uns eine sichere Aussicht in diese Zeiten öffnet, und uns da umsehen, von wem, in was für Absicht, unter welchen günstigen oder widrigen Umständen hier alles so ward, wie es nun ist. Die Gegend, wo Goslar steht, zieht unsern forschenden Blick zuerst auf sich: und die war vor Zeiten waldigt, mit Sümpfen und Morästen an-

gefüllt, aus welchen feuchte Dünste und Nebel unaufhörlich aufstiegen, kalt und bei so wenigen Annehmlichkeiten auch wenig bevölkert. Der hercynische Wald, ein Gehölze von ungeheurem Umfange und das allergrößte im ganzen Europa, das sich vom Rhein anfieng, durch einen großen Theil von Deutschland nach Nord-Osten, durch Preussen und das nördliche Pohlen in Rußland sich hinein zog, erstreckte sich auch über unsere und die benachbarte Gegenden. a) Schon von den Römern ist diese Waldung, zum Theil auch von den nachmahligen Einwohnern nachgerade weiter ausgehauen: und der thüringische, böhmische, der Schwarzwald und der Harz sind noch Ueberbleibsel von demselben. Selbst in unserer Nähe finden sich deutliche Spuren, daß in den nicht so sehr entfernten Zeiten dieser Theil von Niedersachsen mit mehrern Holzungen bewachsen gewesen, welche allmählig weggeräumt und ihr Boden zu urbarem Lande gemacht worden. Die Namen verschiedener Oerter und Dörfer in unserer Nachbarschaft, die sich auf Rode endigen, beweisen dieses. Roden oder Ausroden heißt nehmlich in Niedersachsen soviel, als die Wurzeln von Bäumen und Büschen aus dem Erdboden heraus arbeiten, und ihn dadurch zur Bestellung mit Früchten oder zu Wiesen in den Stand setzen. Dergleichen Arbeiten oder Ausholzen der Wälder mögen die Oerter Wernigerode, Westerode, Harlingerode, Bötticherode und viele andere mehr ihre Entstehung zu verdanken haben. Es blühen auch in Niedersachsen

sachsen noch einige Familien, wie die von Bötticher, von Harling, deren Vorfahren höchst wahrscheinlich dieses Ausroden besorgt und die umliegenden Gegenden angebauet haben.

In diesem Walde hauseten nicht nur alle die Arten von wilden Thieren und Geflügel, die sich noch jetzo hier aufhalten, sondern es hatten auch Bären, Auerochsen, Rennthiere, Elen oder Elendthiere und wilde Pferde darin ihre Wohnung: und diese letztern beiden Arten von Wildpret sind es, die in einigen alten Documenten Elo und Schelo genennet werden. b)

So weit die Geschichte in die vorigen Jahrhunderte hinaus reicht, haben die Cimbern das Land, welches jetzt Niedersachsen heißt, bewohnt. Die waren aus Jütland mit Weibern und Kindern hierher gezogen, um einen mildern Himmelstrich zu suchen, als ihnen ihr Vaterland, das von drei Seiten mit Meer umgeben ist, gewährte. Hier mogte es ihnen aber auch nicht ganz gefallen; und so brachen sie weiter nach Süden auf, schlugen sich durch die deutschen Völkerschaften glücklich hindurch, und giengen nach Italien. In diese Gegenden aber, die von den Cimbern leer gelassen waren, rückten nun die Cherusker ein. c)

Die Bructerer, ein anderes deutsches Volk, veränderten oft ihren Wohnsitz. Zur Zeit des Tiberius schienen sie an den Ufern der Lippe und Ems sich aufgehalten zu haben. Sie wohnten aber

auch vermuthlich eine Zeitlang in der Gegend des Blocksberges.

Woher die Cherusker gekommen sind, davon findet sich keine hinlängliche Gewißheit: allem Vermuthen nach hatten sie aus Norden her dieses verlassene Land in Besitz genommen: daß sie aber in der Gegend der Weser und um den Harz gewohnt haben, das leidet keinen Zweifel. Sie machten eine sehr zahlreiche Nation aus. Die Männer waren groß und stark von Körper, wie überhaupt die vormahligen Deutschen, zu ermüdenden Arbeiten aufgelegt, so ungern sie sich auch damit abgaben: gegen jede Abwechselung der Witterung abgehärtet und in ihren Sitten ungebildet und rauh, wie der Boden, auf dem sie lebten. Auch Hunger und Kälte fiel ihnen nicht sehr beschwerlich: nur Hitze und Durst konnten sie nicht ertragen. Städte hatten sie nicht: auch keine an einander stehende Wohnungen, sondern eine jede Familie bauete ihre hölzerne und leimerne Hütte dahin, wo es ihr gefiel, und wo etwa der Wald, oder ein Feld, oder eine Quelle ihr den Aufenthalt bequem zu machen schien. Um seine Wohnung machte sich ein Jeder ein weites Stück Feldes zu eigen, auf dem er einiges Getreide anbauete, und das übrige zu seinen Viehweiden benutzte. Der Ackerbau war aber doch die liebste Beschäftigung der Cherusker nicht, sondern sie trieben ihn nur nach der äußersten Nothdurft: weit mehr liebten sie die Viehzucht und die Jagd, mit der sie

sich auch den größten Theil ihres Unterhalts verschafften.

Bei dieser Lebensart hatten sie sehr wenige Bedürfnisse. Auf ihre Kleidung wendeten sie eben so wenig Zierrath, als auf ihre Wohnungen. Eine Haut vom Wolfe, oder von einem andern Thiere, das sie selbst erlegt hatten, die ihnen vom Kopfe bis zu den Füßen herab hieng und vermittelst eines Gürtels an den Leib angezogen wurde, war dem alten Cherusker zur Bedeckung seines Körpers schon hinlänglich. Auch das andere Geschlecht unterschied sich durch die Kleidung nicht, außer daß sie lieber Leinen trugen, als Pelzwerk, und mit den Armen wie mit der Brust unbedeckt einher giengen: jedoch pflegten sich wohl die Vornehmen unter ihnen damit ein Ansehn zu geben, daß sie ihre Pelze mit Zöpfen von ausländischen Thierfellen ausschmückten. d) Ein Paar Bärenfelle waren auch schon hinreichend, ein bequemes Nachtlager ihnen zu verschaffen.

Ihr Land war in gewisse Bezirke, Cantons oder Landschaften abgetheilt, und einen solchen District nannten sie einen Gau, Gowe oder Gow, und jeder Gau war wieder in Hundreden eingetheilt: hundert Wohnungen machten eine Hundrede aus. Alle Männer, die zu einem Gau gehörten, versammleten sich jährlich an einem bestimmten Tage, um Einen unter sich zu ihrem Oberhaupte zu erwählen, der die, unter ihnen entstandenen Streitigkeiten entscheiden, und im Kriege ihr Anführer seyn mußte.

Der Gau, in welchen unsere Gegend mit eingeschlossen war, erstreckte sich von dem Harzwalde bis an Halberstadt und hieß der Hartingau.

Die Religionsbegriffe dieser unserer ältesten Vorfahren waren, wie man sich leicht vorstellen kann, überaus dürftig und mangelhaft. Götzenbilder fand man zwar bald nach der Geburt Christi bei ihnen nicht: ihre Vorstellungen von der Gottheit waren vielmehr vernünftiger und besser geläutert, als die Meinungen verschiedener anderer Völker, die an Cultur vor dem unsrigen so vieles voraus hatten. „Man muß sich nur," sagt Bayle, „wenn man die Alten lieset, durch die Worte nicht blenden lassen, und glauben, wenn sie von Gott oder Göttern reden, daß sie deswegen auch den rechten Begriff gehabt hätten." Sie glaubten, daß es weit unter der Majestät und Größe des höchsten Wesens sey, wenn man dasselbe unter der Gestalt eines Menschen abbilden oder es in Häuser und Tempel einschliessen wolle. e) Dagegen hatten sie geweihete Wälder und Haine, in welchen sie einen unsichtbaren Gott verehrten: vermuthlich ein Ueberbleibsel der patriarchischen Religion, welches sich durch mündliche Fortpflanzung bei ihnen erhalten hatte. Diese ihre Gottheit nannten sie Thuist: und von ihr soll der Name Teutschland seinen Ursprung haben f). Einige hundert Jahre hernach hatten sie sich aber doch zu der groben Abgötterei gewendet, und verschiedene Bildsäulen angenommen, die sie

göttlich

göttlich verehrten: zu einem Beweise, wie wenig sich die wahre Religion bei der menschlichen Vernunft erhalten kann, wenn die sich selbst überlassen bleibt, und ihr nicht ein äusserliches Hülfsmittel, eine Offenbarung zu statten kommt. Wahrscheinlich nahmen die Cherusker von den benachbarten Völkerschaften und selbst von den Römern, mit welchen sie zu ihrer größten Plage in Bekanntschaft gelangten, die Götzen an, die sie dann nach ihren eigenen Ideen und nach ihrer Landesart umformten. Denn obgleich die Römer durchgehends die Gewohnheit hatten, den von ihnen bezwungenen Völkern ihren Gottesdienst unverändert zu lassen, den ihrigen aber nur bei den Besatzungen und Colonien zu beobachten; so konnte der Dienst ihrer Götter dennoch bei solchen und den benachbarten Völkern gar bald nachgeahmt, wenigstens mit ihrem alten eigenthümlichen auf mancherlei Weise allmählig vermenget werden g).

Vor diesem Verfalle ihrer Religion glaubten die Cherusker noch an eine Vorsehung, die die Schicksale der Menschen ordnet, an die Unsterblichkeit der Seele und eine Vergeltung nach diesem Leben. Von diesen großen Wahrheiten aber, die einen so mächtigen Einfluß in die Beruhigung der Menschen haben, und ihnen die stärkste Erweckung zu Tugend geben können, machten sie einen fehlerhaften Gebrauch. Denn sie suchten die Wege der göttlichen Vorsehung zum voraus auszuspähen, und

bei Unternehmungen von Wichtigkeit den Ausgang und ihr künftiges Schicksal aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Fluge der Vögel und dem Wiehern ihrer Pferde, besonders der weissen Pferde, die zum Dienste ihrer Gottheit in den geweiheten Wäldern gehalten wurden, zu errathen: oder sie glaubten auch bei diesen Beobachtungen sogar einen Wink der Vorsehung wahr zu nehmen. Die Lehre von der Seelen Unsterblichkeit nuzten sie dazu, um sich in der Tapferkeit und dem kriegerischen Muthe damit zu stärken, in derjenigen Tugend, die sie vor allen guten Eigenschaften der Seele am meisten zu schätzen pflegten. Denn nach ihrer Meinung hatten die nach ihrem Tode den glücklichsten Zustand zu gewarten, die ihr Leben für Vaterland und Freiheit verlohren hatten.

Die Personen, welche sich mit ihren religiösen Meinungen und Gebräuchen beschäftigten, waren die Druiden, die Diener ihrer Gottheit: und neben denen eine Art Weiber, die ihnen wegen der Zukunft wahrsagen mußten. Diese leztern standen zum Theil bei der Nation in einem so großen Ansehn, daß sie nie einen Angriff auf den Feind wagten, wenn sich auch die vortheilhafteste Gelegenheit dazu anboth, oder eine andere Sache von Wichtigkeit vornahmen, ohne vorher den Rath und die Einwilligung dieser Wahrsagerinnen darüber eingehohlt zu haben.

Die Druiden hingegen hatten die Verwaltung aller gottesdienstlichen Handlungen zu besorgen, und

hatten

hatten nicht weniger in bürgerlichen Angelegenheiten auch die Achtung des Volks auf ihrer Seite. Im Kriege mußten sie das Heer begleiten, und die Streiter zur Herzhaftigkeit ermuntern, und endlich auch an den verurtheilten Verbrechern die Todesstrafe vollziehen.

Geschriebene Gesetze kannten die Cherusker gar nicht: überhaupt gehörte die Kunst zu schreiben bei den Deutschen damals unter die unbekannten Dinge. Dagegen galten gute Sitten unter diesem Volke mehr, als anderswo gute Gesetze gelten h). Diese ihre Sitten, welcher ein alter Schriftsteller so rühmlich gedenkt, müssen aber doch nicht in allen Betracht ganz gut gewesen seyn; weil eine Mordthat in ihren Augen nicht viel bedeutete, und durch einen Ersatz von Viehe an die Anverwandten des Erschlagenen abgebüßt werden konnte i). Auch Unmäßigkeit und Völlerei war unter ihnen ein sehr gangbares Laster: und bei einer Streitigkeit konnten sie die Versammlung des Gau auf dem Landtage selten abwarten, sondern sie entschieden weit lieber selbst ihre Sache durch einen Zweikampf. Ihre Spielsucht war bis zur Ausschweifung stark. Dagegen aber fehlte es ihnen auch keinesweges an guten Eigenschaften. Gegen ihre Götter hegten sie eine tiefe Ehrfurcht. Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit herrschten allgemein unter ihnen, Zaghaftigkeit hingegen und Verrätherei wurden mit der höchsten Schande bestraft. Auch die Gastfreiheit, Redlichkeit und

Treue

Treue im gesellschaftlichen Leben gehörten unter die Tugenden dieses Volks. Vorzüglich werden ihre Weiber wegen ihrer ehelichen Treue und Liebe gerühmt. Aus Liebe gegen ihre Männer begleiteten sie dieselben auf den Feldzügen: und selbst in den Schlachten blieben sie ihnen in der Nähe, theils um sie bei Muthe zu erhalten, theils auch bei Verwundungen sie zu verbinden und zu verpflegen.

Anmerkungen.

a) Silva est ibi infinitae magnitudinis, quae vocatur Bacenis: haec silva introrsus pertinet, et pro nativo muro objecta Cheruscos a Suevis Suevosque a Cheruscis injuriis incursionibusque prohibet. Jul. Caesar. De bello Gall. L. VII. c. X.

Catti initium sedis ab Hercynia saltu inchoant — Cattos suos saltus Hercynia prosequitur simul atque deponit. Corn. Tacitus De moribus Germ. C. XXX.

b) In den Urkunden des Kaisers Otto I, und Heinrichs II., welche Heineccius in Elementis juris Germ. tum veteris tum hodierni T. I. L. II. Tit. 3. §. 54. not. p. 409 anführt. Auch die Gelehrten Beiträge zu den Braunschw. Anzeigen vom J. 1786. St. 100. Das Rennthier setzt der Herr Recensent von des Herrn Professors Rössigs Alterthümer der Deutschen unter die wilden Thiere in Deutschland. Allgem. Liter. Zeitung Nr. 300. v. J. 1793.

c) Man sehe hiervon das Braunschweigische Magazin vom J. 1791. St. 21. Jo. Mich. Heineccii Diss. De antiquissimo regionis Goslariam am-

ambientis statu p. 7. seqq. und die von ihm angeführten Schriftsteller: ingleichen des verdienstvollen Herrn Hofraths Posselt Geschichte der Deutschen für alle Stände Th. 1. S. 40. Anm. und die Allgemeine Welthistorie Th. XI. §. 116. Auch des Herrn Professors Rössing Alterthümer d r Deutschen in einem kurzen Entwurfe. Leipzig 1793. S. 52.

d) Tacitus De moribus Germ. C. XVII.

e) Nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem assimilari ex magnitudine coelestium arbitrabantur. T. De moribus Germ. C. IX. Allgem. Welthistorie Th. XVII. Hauptst. 13. §. 15.

f) Man sehe des Herrn Professor Rössig Alterthümer der Deutschen ꝛc. in der Vorerinnerung S. 8.

g) Allgem. Welthistor. Th. XVI. §. 438.

h) Tacitus giebt ihnen das Zeugniß. Plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. C. XIX. De moribus Germ.

i) Daselbst, C. XXI.

Das zweite Kapitel.

Zustand hiesiger Gegend in näheren Zeiten.

Schon lange war in Griechenland und Italien die Kunst zu schreiben bekannt gewesen: andere Künste und Wissenschaften blüheten da: die Völker waren schon in wohl eingerichteten bürgerlichen Gesellschaften vereinigt, die durch weise Gesetze regieret wurden,

den, und bildeten sich bei Handel und Schiffahrt immer mehr aus, als unsere Cherusker, so wie ihre Nachbaren von allen Seiten noch in einer sehr tiefen Barbarei versunken waren. Ihre gewöhnliche Speise bestand noch immer in dicker Milch, Holzapfeln und dem Fleische der wilden Thiere aller Art, die sie auf der Jagd erlegt hatten, so gar auch der wilden Pferde, und dieses pflegten sie roh zu verzehren. Besonders hatte das Pferdefleisch so viel annehmlichs und reizendes für sie, daß sie auch noch zu der Zeit, als das Christenthum unter ihnen bekannt wurde, von dem Essen desselben nicht abzubringen waren: die Bischöfe mußten daher viele Zeit und Mühe anwenden, ehe sie diese Gewohnheit unter ihnen abstellen konnten a). Wein kannten sie nicht, bis sie von den Römern die Zubereitung desselben lernten: statt dessen aber bereiteten sie aus Weitzen und Gerste ein Getränk, welches Manche unter ihnen bis zur Unmäßigkeit zu sich nahmen. Das Volltrinken war auch so gemein bei ihnen, daß man Niemand einen Vorwurf daraus machte, wenn er Tag und Nacht mit Zechen anhielt. b) Bei allen diesen Unordnungen fehlte es ihnen indeß auch nicht an guten Eigenschaften. Tapfer und brav zu seyn schätzten sie für die höchste Tugend. Ihr Schwerdt, Schild und Spieß waren ihnen deswegen auch das liebste unter allen ihren Habseligkeiten, die sie zu Hause sowohl, als auf ihren Zusammenkünften beständig mit sich führten, und selbst bei ihren Gastmahlen nicht von sich legten. Daß

ihnen

ihnen die Waffen ganz unentbehrliche und daher dann auch die angenehmsten Werkzeuge waren, ist ihnen wohl zu verzeihen; weil sie ohne dieselben sich und ihre Heerden vor den wilden Thieren nicht hätten schützen können, und ohne sie auch ihren Unterhalt von dem Wilde zu Speise, Kleidern und Decken hätten entbehren müssen: wenn sie solche nur nicht gegen ihre Nachbaren angewendet hätten!

Die Römer, welche in vorigen Zeiten einen großen Theil der damahls bekannten Welt sich unterwürfig gemacht, haben Deutschland nie ganz überwältigen können. In dem südlichen Theile unsers Vaterlandes, am Rhein hinunter, und jenseit dieses Flusses hatten sie ihre Eroberungen weit ausgebreitet: das kostete sie aber auch viele Zeit und viele Menschen; denn manche ansehnliche römische Armee wurde von den Deutschen zu Grunde gerichtet. Die Taktik verstunden zwar unsere Vorfahren bei weitem so gut nicht, als ihre herrschsüchtigen Feinde; allein was ihnen in der Kunst, Kriege zu führen, mangelte, das ersezte zum Theil ihr unbezwinglicher Muth, ihre Liebe zur Freiheit und die Stärke ihrer Arme. Die empfindlichste Niederlage, die die Römer von ihnen erlitten, war wohl die, welche im Anfange der christlichen Zeitrechnung der deutsche Held Arminius, oder Hermann, dem römischen Feldherrn Varus zufügte, der nebst drei ganzen Legionen und sechs Cohorten von ihm zusammen gehauen wurde. Hermann war ein gebohrner Cherusker c). Weit

öfter

öfter würden auch die Deutschen ihre Schwerdte gegen jene stolzen Eroberer mit einem gleichen Glücke gebraucht haben, wenn die Stämme ihrer Nation sich nicht unter einander selbst durch Streit und Krieg geschwächt und zuweilen gar aufgerieben hätten. Denn wenn sie vor auswärtigen Feinden sicher waren; so fielen die einzelnen Völkerschaften, nach ihrer unruhigen und kriegerischen Gemüthsart, einander selbst an, verdrängten sich aus ihren Besitzungen, oder suchten ein benachbartes Volk sich unterwürfig zu machen.

Dieses war der Character der alten Deutschen im Allgemeinen, einzelne kleine Züge, wodurch sich einzelne Stämme vor andern auszeichneten, abgerechnet: und vorzüglich unserer Vorfahren, der Cherusker. Die innerlichen Kriege der Deutschen gegen Deutsche wurden mit einer solchen Heftigkeit und Hartnäckigkeit geführt, daß eine oder andere dieser Völkerschaften darin gänzlich vertilgt oder zerstreuet wurden. Das war auch das endliche Schicksal der Cherusker. Von ihren Nachbaren, den Catten oder Chatten, die das heutige Hessen bewohnten, wurden sie überfallen, in verschiedenen Schlachten überwunden und vertrieben. Der Cattenberg nahe vor Goslar, und verschiedene Örter im Hannöverischen als der Kattendamm, die Kättchenmühle, sind noch deutliche Spuren davon, daß dieses Volk vormahls Niedersachsen überzogen, und wenigstens eine Zeitlang seinen Aufenthalt darin gehabt hat.

Sehr

Sehr lange können sie sich hier aber doch nicht behauptet haben; denn die Thüringer, die ihnen in Norden wohnten, vertrieben sie aus hiesigen Gegenden. d). Allein die Herrschaft der Thüringer war auch nicht von langer Dauer. Ihre Nachbaren, die Sachsen, wurden ihnen zu mächtig, überwanden sie in einem blutigen Treffen, tödteten ihren König, machten dadurch ihrem Reiche ein Ende, und nahmen ihre Länder ein. Im dritten Jahrhunderte nach Christi Geburt nennten sich die Völker Sachsen, welche das jetzige Holstein, Bremen und die benachbarten Inseln bewohnten. Ihr Name ward bald weiter, auch über den mittlern Theil von Westphalen ausgebreitet, und um das Jahr 440 besassen die Sachsen auch das Braunschweigische und Hildesheimische. e).

Ein ander eben so mächtiges deutsches Volk, das uns auch sehr nahe angeht, weil ein Theil unserer Stadt von ihm angebauet und bevölkert ist, waren die Franken, Nachbaren der Sachsen, mit denen sie auch blutige Kriege führten. Vormahls hiessen sie Chatten, Sicambrer, und wohnten in dem heutigen Hessen, Thüringen, Nassau, Franken und in dem mittägigen Westphalen. Die Römer hatten oft ihre Kräfte gegen sie versucht, um sie zu unterjochen, und obgleich die Franken bei dem abwechselnden Glück im Kriege, von diesen Feinden mehrmahl geschlagen waren; so waren sie doch nie ganz von ihnen überwunden worden. Deswegen

nannten sie sich auch Franken, das heißt, freie Leute. f). Unter den deutschen Völkerschaften waren sie unstreitig die mächtigsten, und unruhige Nachbaren der Sachsen, die ihnen in Osten wohnten, und gegen die sie unaufhörlich die größten Feindseligkeiten ausübten. Jedoch liessen die Sachsen auch nicht leicht eine Gelegenheit vorbei, wo sie den Franken Abbruch thun oder ihre Grenzen schmälern konnten. Beide Völker haßten sich von ganzem Herzen: und das daurte so fort bis ins achte Jahrhundert nach des Erlösers Geburt.

Um diese Zeit hatte das Licht des Evangeliums seine wohlthätigen Strahlen bereits über einen großen Theil von Deutschland ausgebreitet; allein in unserer Gegend war es noch sehr finster. Die Sachsen waren größten Theils noch Heiden, und in einer recht groben Abgötterei vertieft: in ihren Sitten noch immer dieselbigen. Noch waren sie der Unmäßigkeit im Trinken sehr ergeben, verbrannten noch ihre Todten, und ihre Waffen liebten sie noch immer so sehr, daß sie ihnen weder zu Hause noch in Gesellschaften von der Seite kamen; aber ihre Religionsbegriffe hatten sich, wie gesagt, noch weit mehr verschlimmert. Denn nun sahe man bei ihnen hin und wieder Bildsäulen aufgestellt, denen sie Opfer brachten und göttliche Verehrung bewiesen. Ganz in unserer Nähe, nur eine Meile nach Südosten von Goslar, zu Harzburg, wo jetzo ein Herzoglich-Braunschweigisches Amt, ein ergiebiges

Salzwerk und eine nicht unbeträchtliche Stuterei befindlich ist, stand ein solches Idol, das sie Crodo nannten, auf einem hohen bevestigten und mit Waldungen ganz verwachsenen Berge. g) Zu der Zeit aber regierte schon Carl der Franken König, ein Herr von ausnehmenden Gemüthsgaben, ein Christ und eifriger Verehrer seiner Religion, der hernach römischer Kaiser und wegen seiner wichtigen Verdienste um das Vaterland, der Große genennet wurde. Anderswo hatte er schon weitläuftige Eroberungen gemacht, und erfochte nun auch über die Sachsen, die von ihrem Könige Wittekind angeführt wurden, einen Sieg nach dem andern. Das Glück seiner Waffen wandte Carl vorzüglich zum Vortheile der Religion an, deren Ausbreitung ihm sehr am Herzen lag: und wobei freilich auch wohl eine politische Absicht nicht ganz entfernt sein mochte. Zu diesem Endzwecke räumte er in den eroberten Ländern die Gözenbilder weg, um sie dem Volke aus den Augen zu bringen und dessen Verehrung von diesen Gegenständen abzulenken. So ergieng es, nachdem er die Vestung Ehresburg erobert hatte, dem daselbst befindlichen Abgott, der Irmensäule, und zu Harzburg dem Crodo. Daneben ließ er die kriegesgefangenen Sachsen in dem Christenthume unterrichten, drang ihnen unter den härtesten Drohungen das christliche Glaubensbekenntniß auf, ließ sie taufen, und schenkte ihnen sodann die Freiheit, in der Hoffnung, daß sie auf die Weise ihre Landsleute mit unserer heiligen Religion bekannt und zur

Annehmung derselben geneigt machen würden. Im Jahre 780. hatte er sein Lager an der Oker, ließ zu Oraheim, Horheim, (Orem oder Ohrum, bei Wolfenbüttel, etwa drei Meilen von Goslar) viele Sachsen taufen. Von da kam er auch an den Harzwald. i). Carl sahe es gar wohl ein, daß die sanfte Lehre des Erlösers mit äusserlicher Gewalt sich nicht verträgt, und die Ueberzeugung von göttlichen Wahrheiten durch Drohungen und Zwangsmittel nicht erreicht werden kann; deswegen war er auch vornemlich darauf bedacht, daß er die Götzenbilder, die größten Hindernisse der Bekehrung dieses ganz sinnlichen Volks, nur erst wegschaffen, und dann durch heilsamen Unterricht in den göttlichen Wahrheiten die überwundenen Sachsen auch zu Christen, und durch das Christenthum gesittet und glücklich machen mögte. Zu dem Ende stiftete er unter andern weisen dahin abzielenden Anstalten zu Harzburg eine Kirche, die in einem Thale gleich unter der Burg angelegt und Schulenrode genennet wurde, so wie in unserm Niedersachsen die Bischofthümer Halberstadt, Hildesheim, Hamburg, Bremen, Verden, Magdeburg und ausser denen noch verschiedene Kirchen und Klöster, in der Absicht, daß die, diesen Stifftungen zugeordnete Geistlichen Lehrer des Volks seyn und die Ausbreitung der christlichen Religion zu ihrem vornehmsten Geschäfte machen sollten.

Im Jahre 803. wurde endlich dem Blutvergiessen zwischen den Sachsen und Franken ein Ende ge-

gemacht, und ein Friede errichtet, der für die Sachsen noch ganz vortheilhaft ausfiel. Sie sollten nemlich nicht als überwundene Feinde behandelt werden, sondern mit den Franken ein Volk ausmachen, durchgehends die christliche Religion annehmen, von allen vorher eingeführten Abgaben an die Franken befreiet seyn, von ihrem eigenen Fürsten regieret werden, ihre alten Gesetze behalten, und auf die Weise ein selbstständiges Mitglied an dem deutschen Staats-Körper bleiben. So war dann die Ruhe in diesen Gegenden wieder hergestellt und zugleich auch der Grund zum Christenthum gelegt, wodurch die ächte Aufklärung unter die Völker gebracht und ihre Sitten allmählig sanfter und milder gemacht wurden.

Der wahrhaftig große Carl bemerkte es bald, daß es den Sachsen nicht an natürlicher Anlage fehle, auch andere nützliche Kenntnisse anzunehmen und Geschicklichkeiten zu erlangen, welche die Roheit in der Lebensart immer mehr entfernen, und das menschliche Leben bequem und angenehm machen. Deswegen bemühete er sich, diesen Keim, der bisher in ihnen geschlafen hatte, zu erwecken, Indüstrie unter ihnen zu beleben, mechanische und technologische Kenntnisse bei ihnen einzuführen, und sie zur Thätigkeit und Betriebsamkeit zu ermuntern. Zu dem Ende legte er auf seinen Cammergütern Werkstädte an, wo Gold- und Silber-Arbeiter, Schmiede, Schildenmacher, Wagner, Schuster, Drechsler, Seifensieder, Mahler, Bäcker, Brauer

und andere Künstler und Handwerker arbeiteten. Die Weiber mußten auf seine Anordnung Wolle und Flachs spinnen, weben, waschen, Schafe scheeren und Kleider machen. h). Das waren nun Pflanzschulen, aus welchen diese nützliche Beschäftigungen unter dem Volke bekannt und immer weiter ausgebreitet wurden: und es ist kein Zweifel, daß die Bekanntschaft mit diesen gemeinnützigen Einrichtungen auch in unsere Gegenden bald werde gelanget seyn, und die Künste des Friedens auch hier werden zu blühen angefangen haben. Etwa hundert Jahre nach des großen Carls Tode entstand die Stadt Goslar.

Anmerkungen.

a) Herrn Posselt Geschichte der Deutschen für alle Stände Th. I. S. 261. f.

b) Diem noctemque continuare potando nulli probrum. T. De mor. C. XXII.

c) Tac. De situ Germaniae C. XXVII. Florus L. IV. c. XII. Suetonius in vita Augusti. C. XXIII.

d) Jo. Mich. Heineccii De antiquissimo regionis Gosl. statu. §. XVI.

e) Herrn Posselt fürtrefliche Geschichte der Deutschen Th. I. S. 64. f. und S. 97.

f) Daselbst S. 65.

g) Von diesem Abgotte wird in Joh. Mich. Heineccius Diss. De antiquiss. reg. Goslar amb. et Crodone ausführliche Nachricht gegeben.

Es

Es ist doch sonderbar, daß man von der Lage der Harzburg, die doch wegen ihrer abwechselnden Schicksale in der Geschichte so oft vorkommt, so unrichtig benachrichtigt wird. In Arnoldi Lubicensis Chronico Slavorum. C. XXXIII. (XXXVIII.) wird dieses uralte Schloß auf den Blocksberg gesetzet, der doch wirklich noch eine Meile davon in Südosten entfernt liegt. Mons fractus, id est, Brockenberg, et reaedificavit ibidem castrum Hartesborg, firmans ipsum valido muro. Vide Leibnitii De scriptoribus rerum Brunsvicens. T. II. p. 649. in notis. Ein ander neuer Schriftsteller bringt den Blocksberg ins Hannöverische, da sich doch der regierende Herr Graf von Stollberg-Wernigerode in dem ruhigen Besitze dieses Berges befindet. Der Herr von Heß aber, der selbst hier in der Nähe zugegen gewesen, versichert in der Hamburgischen Monaths-Schrift: so wie in den Durchflügen durch Deutschland ꝛc. B. 1. S. 42. ganz zuverlässig: „Die Harzburg lag zwischen Goslar und Clausthal,“ das wäre dann zwei Meilen weiter von ihrem eigentlichen Standorte nach Westen verrückt. Nicht doch! Niemahls hat die Harzburg da gelegen, sondern sie liegt noch immer da, wo sie beinahe zweitausend Jahre schon befindlich gewesen, und ein jeder Einwohner der dabei liegenden Dorfschaften kann uns den so genannten Burgberg und die Ruinen der alten Veste zeigen. Sollten uns aber auch diese Leute nicht glaubwürdig scheinen; so wird man doch dem seligen Andr. Jac. Krieg, der im Anfange dieses Jahrhunderts zu Harzburg als Prediger und Superintendent gestanden, und die Lage dieses Schlosses nebst dem daselbst jetzt noch befindlichen Brunnen in einer Schrift, Harzburgischer Mahl-

stein betitelt, die 1709. in Goslar gedruckt ist, umständlich beschrieben hat, seinen Beifall nicht versagen. Das Berge-Versetzen will also weder den alten noch den neuen Schriftstellern von statten gehn. Das aber, was der Herr von Heß zwischen Goslar und Clausthal gesehen haben mag, ist nichts mehr und nichts weniger als ein einzelnes Jägerhaus, wo man auch zu trinken kriegen kann, nebst dem dazu gehörenden Stalle, und heißt der Auerhahn, wie uns das daran aushängende Schild lehrt. Dieß Haus hat nichts besonderes, als daß man da durchs ganze Jahr, auch selbst in den wärmsten Sommertagen eine geheitzte Stube antrifft.

h) Herrn Posselt Geschichte der Deutschen. B. 1. S. 259.

i) Conr. Berth. Behrens Fasti Carolini p. 18. §. 2.

Andr. Jac. Krieg's Harzburgsche Historie hinter dem Harzburgschen Mahlstein S. 40. u. f.

Herrn Amtmanns Joh. Aug. Weppen Gedicht: Heinrich der Lange S. 3. f.

Das dritte Kapitel.

Veranlassung zur Erbauung der Stadt.

Die Meinung, daß die Stadt Goslar ihre Entstehung dem Bergwerke zu danken habe, ist ganz ungegründet. Bei den Bergstädten auf dem Oberharze und in Meissen mag dieses der Fall seyn: bei Goslar ist er es zuverläßig nicht. Denn wenn

gleich

gleich verschiedene Bergwerke eine beträchtliche Anzahl Menschen herbei gezogen haben, die sich nahe bei denselben angebauet und Städte errichtet haben; so folgt doch daraus keinesweges, daß alle Städte, welche Erzgruben in ihrer Nähe haben, um dieser willen entstanden sind. Es wurden zwar schon lange vor der Grundlegung der Stadt und zu Kaisers Carl des Großen Zeit in Deutschland Metalle gegraben; das geschahe aber nicht in Sachsen. Die Erze in dem Rammelsberge lagen noch von Menschen-Händen unberührt und in der Tiefe verborgen. Selbst die weit ergiebigern Bergwerke auf dem Oberharze kamen erst im dreizehnten Jahrhunderte in Aufnahme: wenigstens wird ihrer nicht früher erwähnt, als nach Herzogs Albrecht des Großen Tode, der in Jahre 1279 erfolgte: a) und damahls hatte Goslar schon dreihundert Jahre gestanden. Die Veranlassung zur Erbauung dieser Stadt ist in einer viel weitern Entfernung, und selbst ausser den Grenzen Deutschlands zu suchen. Die Hunnen, ein wildes, raubgieriges und grausames Volk, ohne Religion und Gesetze, das bereits etliche hundert Jahre vorher hinter dem mäotischen See hervorgekommen war, und in Ungarn sich vestgesetzt hatte, gaben ohne ihr Bewußtsein und wider ihren Willen die erste Gelegenheit dazu. Dieß Volk hatte die südlichen europäischen Länder oft beunruhiget, und Deutschland selbst hatte die feindlichen Einfälle dieser abscheulichen Menschen mehrmahl erfahren, wo sie die traurigsten Spuren von Rauben, Mor-

den, Brennen und andern Greueln zurückgelassen hatten. Die beiden Kaiser Ludewig IV. und Conrad I. glaubten, dieser beschwerlichen Nachbaren sich nicht anders erwehren zu können, als daß sie denselben jährlich Geschenke zusendeten und dadurch die Ruhe des Vaterlandes von ihnen erkauften. Dieß dauerte einige Jahre sofort, als Heinrich ein Herzog in Sachsen, auf den deutschen Thron gelangte. Er war von seinem Vorweser am Reiche Conrad I., der dessen vortreffliche Eigenschaften selbst im Kriege gegen ihn hatte kennen gelernt, den Ständen zu seinem Nachfolger empfohlen und von denselben einmüthig zum Oberhaupte des Reichs erwählt worden. Der Erfolg entsprach auch vollkommen den großen Erwartungen, die sich die Nation von ihm gemacht hatte. König Heinrich I. hatte aber kaum im Vaterlande Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, als dasselbe von den Ungarn aufs neue beunruhiget, und wie mit einer wilden Flut, die Verheerung und Unglück anrichtet, überschwemmet wurde. Das deutsche Kriegsvolk war damahls noch viel zu roh und ungeordnet, als daß der König sich auf dasselbe hätte verlassen und ihm sein eigenes und des Vaterlandes Schicksal sicher anvertrauen können. Er hielt sich also bei dem Einfalle der Ungarn in seinem Schlosse Werla oder Werlahon, da wo Goslar nun steht, eingeschlossen, und suchte von da nur durch Ausfälle und Streifereien dem Feinde, so viel ihm möglich war, Abbruch zu thun. Hierbei gelang es ihm, einen Fürsten der Ungarn in seine Gewalt

walt zu bekommen, an welchem den Feinden ungemein viel gelegen war. Sie suchten bei Heinrich um dessen Zurückgabe an, und bothen eine ansehnliche Menge Gold für seine Freiheit. Dem Könige war aber nicht so viel an Golde, als am Frieden gelegen, und weil dieses eine Gelegenheit abgeben konnte, den Frieden zu erlangen; so setzte er seinen vornehmen Gefangenen in Freiheit, gab ihm noch Geschenke mit, und verlangte dafür nichts weiter von den Ungarn, als einen Waffenstillstand auf neun Jahre, der ihm auch verwilliget ward. b). Nun lag dem Könige nichts so sehr am Herzen, als wie er dem Vaterlande eine beständige und dauerhafte Sicherheit vor den Ungarn verschaffen mögte. Seine Seele war zu groß, als daß er den Gedanken hätte ertragen können, von einem fremden Volke auf einige Art abhängig zu seyn, und die Freundschaft dieser verächtlichen Barbaren durch Geschenke zu erkaufen, die im Grunde wohl nicht anders, als ein Tribut angesehen werden konnten. In seiner Klugheit und seinem Muthe, so wie in der Stärke des deutschen Volks fand er die Mittel, durch welche er auf eine ehrenvolle Art jene greuliche Menschen in ihren Grenzen zurück zu halten gedachte. Den Plan, den er dazu entworfen hatte, legte er den Reichsständen vor, und erhielt darüber einen allgemeinen Beifall: der ließ sich aber nicht sogleich ausführen, sondern es waren Vorbereitungen und Anstalten nöthig, zu deren Verfügung eine Zeit von etlichen Jahren erfordert wurde. Die neun Jahre

des

des verabredeten Waffenstillstandes mit den Ungarn nützte er dazu vortrefflich. Man wußte nemlich aus der Erfahrung, daß jenes Volk größten Theils zu Pferde zu fechten pflegte, und nur im freien Felde, wo ihm die Schnelligkeit seiner Pferde vorzüglich zu statten kam, furchtbar war: daß es ein bevestigtes Lager nie angegriffen, noch auch die Belagerung einer mit Mauern umgebenen Stadt unternommen hatte. c). Dem deutschen Manne war es zwar gar nichts fremdes, in einen Kampf auf Leben und Tod sich einzulassen. Da er Muth genug hatte, mit einem Bären es aufzunehmen; d) so durfte er sich auch nicht scheuen, einem auswärtigen Feinde mit den Waffen in der Hand unter Augen zu treten. Er verstand sich nicht weniger gut aufs Reiten, als auf das Zuschlagen. Ohne Sattel und Steigbügel wußte er sich aufs Pferd zu schwingen: ja man hielt es sogar vor schimpflich, anders, als auf dem bloßen Rücken des Pferdes zu sitzen. e). Allein die deutschen Pferde thaten es den ungarischen an Geschwindigkeit, Gewandtheit und Dauerhaftigkeit nicht gleich. Zur Zeit des Tacitus (bald nach der Geburt des Erlösers) waren die deutschen Pferde, weil man damahls überhaupt mehr auf die Menge des Viehes, als auf dessen Güte achtete, unansehnlich und so wenig gut gebauet, als geschwind im Laufen, auch nicht wohl zugeritten und im Tummeln und in den taktischen Schwenkungen ganz ungeübt. f). Hernach ließ zwar Kaiser Carl der Große auf seinen Cammer-Gütern auch Anstalten zur Verbesserung der Pferde-

zucht

zucht machen; g) es ist aber nicht zu vermuthen, daß dieses gute Beispiel überall werde nachgeahmt und die Deutschen zu Königs Heinrichs des Ersten Zeit schon werden mit recht guten Pferden versorgt gewesen seyn; indem zu einer solchen allgemeinen Verbesserung noch etwas mehr, als gute Beispiele erfodert wird. Ausser dem brachen die Ungarn, die allzeit marschfertig waren, weder Magazine noch Gepäcke mit sich führten, und also keine Vorbereitungen zum Kriege zu machen bedurften, ganz unvermuthet mit ihren feindlichen Streifzügen ein. Wie eine Wolke von Heuschrecken heran fliegt und auf die Fluren herab stürzt, wo sie die Hoffnung reicher Erndten unvermuthet vernichtet, waren sie da: und ehe noch die Männer aus dem Gau zusammen gerufen werden konnten, hatten die Feinde schon das Land überzogen, wo sie Schrecken und Jammer verbreiteten.

Alle diese Umstände hatte König Heinrich sehr wohl in Betrachtung gezogen, und seine weisen Maaßregeln genommen, um das Vaterland vor einem solchen Unglück in der Zukunft auf immer zu verwahren. In der Absicht ließ er Städte in Sachsen anlegen, wo bisher noch gar keine gewesen waren, wenigstens keine, die Wälle und Mauren hatten: vielleicht aus Vorliebe gegen dieses sein Erbland, wahrscheinlicher aber, weil von dieser Seite her die Anfälle der Feinde am meisten zu besorgen waren. Die Städte wurden mit Graben, Wällen

und

und Mauren eingeschlossen: der neunte Mann aus dem Gau wurde dazu genommen, daß er sich in der neuen Stadt anbauete, die andern acht Landleute aber mußten den Ackerbau treiben und ihre Erndten in die Stadt bringen, um auf alle Fälle mit einem hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln versorgt zu seyn. Um das nomadische sächsische Volk aber desto leichter in die Städte und zu einem geselligen Leben zu gewöhnen, mußten auch die jährlichen Zusammenkünfte des Gau von nun an in den Städten gehalten, ingleichen die Gastmahle darin angestellt werden. h). Und so würde Meissen, Merseburg, Goslar und Quedlinburg erbauet. i). In den neuen Städten ließ König Heinrich kriegerische Spiele anstellen, und die junge Mannschaft mußte in freundschaftlichen Kämpfen sich in den Waffen üben, und sowohl zu Pferde als zu Fuß fechten lernen; damit sie durch diese oft wiederholten Uebungen sich eine Fertigkeit erwerben mögten, einen Feind im Ernste anzugreifen, oder gegen dessen Angriff sich zu vertheidigen. Auf die Weise wurde alles auf die bevorstehende große Begebenheit, den unvermeidlichen Krieg mit den Ungarn, vorbereitet.

Anmerkungen.

a) Man sehe hiervon den, in den Braunschweigischen Anzeigen angefügten Gelehrten Artikel v. J. 1764. St. 65. S. 1497.

und das Braunschweigische Magazin v. J. 1791. St. 21. Auch der Herr von Leibnitz ist dieser

Meinung: Et si passim fodinae memorantur in Germania, nullae tamen notae sunt, quae ante Goslarienses admodum floruerint. In Introduct. in Tom. III. Script. Brunsuic. p. 19.

b) Der Verfasser des Chronicon Engelhusii sagt davon: Henricus primus exit, pietatis amicus, Goslare fundator, civitatis erat parator. — Contigit igitur quendam ex principibus Ungarorum capi; quem ipsi in tantum delexerunt, ut innumera auri et argenti pro eo pondera offerrent. Rex autem Henricus spernens aurum, nihil aliud admisit, nisi pacem vel inducias novem annorum. Jo. Mich. Heineccii Antiquit. Goslar. L. I. p. 7.

c) Allgem. Welt-Historie Theil XVII. B. IV. Hauptst. 15. Abtheil. 1. S. 208.

d) Um diese Zeit, und noch im eilften Jahrhunderte, waren viele Wälder und öde Plätze in Deutschland, und besonders im Thüringer-Walde nährten sich noch Elendthiere und eine ungeheure Menge Bären. Herrn Posselt Geschichte der Deutschen. Th. 1. S. 341.

e) Jul. Caesar. De bello gallico. L. I. C. IV.

f) Equi non forma, non felocitate conspicui, sed nec variare gyros docentur. Tacitus De morib. C. VI.

g) Posselt Geschichte der Deutschen. Th. 1. S. 161. f.

h) Heineccii Antiquit. Goslar. L. I. p. 7. 8.

i) Ausser den Schriftstellern, die Heineccius als Zeugen anführt, ist eine Stelle aus einer sehr raren, zu Mainz, im Jahr 1492 gedruckten

Chro-

Chronik in dem Hannöverischen Magazin v. Jahr 1784. St. 52. abgedruckt, die hierher zu gehören scheint und also lautet: „von düssem Anfechting „der Vngeren bot de Keyser, dat me scholde de „Stede bemuren vnde begraven, upe dat me vor „sodann voylke mochte bliven. Do ward in dem „Lande to sassen de ste bemuret vnde begraven „vnde bevestet. Vnde de Keyser bot, dat de ne„gende Man vp den torpen in de stede teyn vnde „bevesten sik. Also worden stede bebuwet in sassen, „wu dat bequemest was. Dewile satte de Keyser „torney vnde stekespel in den steden uppe dat sik de Lü„de in den Wapen fust bet wenden vnde keren konnden „wan se echt to stryde scholden. Vnde gaf se frie vnde „edel, dat se borger scholden heten. Davon sinnt de „schlechte in den steden gekommen." (Von wegen dieser Anfechtungen der Ungarn geboth der Kaiser, daß man sollte die Städte bemauren und begraben, auf daß man vor sothanen Volke mögte bleiben. Da ward (wurden) in dem Lande zu Sachsen die Städte bemauert und begraben und bevestiget. Und der Kaiser geboth, daß der neunte Mann aus den Dörfern in die Städte ziehen und sich bevestigen (sollte). Also wurden Städte bebauet in Sachsen, wo das bequemste war. Derweile setzte der Kaiser Turnier und Stechspiel in den Städten, auf daß sich die Leute in den Städten, in den Waffen fast (desto) besser wenden und kehren konnten, wenn sie ächt zum Streite sollten. Und er gab sie frei und edel, daß sie Bürger sollten heissen. Davon sind die Geschlechte in die Städte gekommen).

Das

Das vierte Kapitel.

Nächste Veranlassung zu Erbauung der Stadt Goslar.

König Heinrich war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und des Vogelsanges, und pflegte seine Erhohlungs-Stunden von den Regierungs-Geschäften mit diesen abhärtenden Vergnügungen auszufüllen. So sehr auch die Jagd-Belustigungen der Großen in der Folge den Unterthanen oft zur äussersten Beschwerde gereicht haben, so wenig durfte diese Vergnügung des Königs irgend Jemanden lästig fallen: es war vielmehr eine Wohlthat für die Einwohner einer Gegend, in welcher er seine Neigung zur Jagd zu befriedigen suchte; weil dadurch das Wild, das ihnen wegen seiner Menge beschwerlich fiel, merklich vermindert wurde. Denn in Gegenden, wo die wilden Thiere dem Menschen und seinem Viehe schaden, erwirbt sich der ein großes Verdienst, welcher bei ihrer Erlegung sich besonders muthig und thätig beweiset. Das war Heinrichs Sache, und unsere Gegend gab ihm dazu die bequemste Gelegenheit. Denn die Wälder, die am Harze jetzo noch Berge und Thäler beschatten, erstreckten sich damahls noch viel weiter vorwärts nach Norden: und es ist sehr glaublich, daß der schöne Wald, der neben den Klöstern Heiningen und Dorstadt bis nahe an Wolfenbüttel reicht, ingleichen

der um Liebenburg und dem Flecken Salzliebenhalle mit dem Harzwalde zusammen gehangen haben.

Da, wo jezo die Stadt Goslar gegen Süden von der Mauer eingeschlossen und in der Stadt der Zimmerhof befindlich ist, hatte der König Heinrich ein Schloß, welches den Namen Werla, auch wohl Werlaha und Werlaon führte, und wo er sich sehr gern aufhielt: und dieß gab ausser allem Zweifel die nächste Veranlassung dazu, daß er hier die Stadt anlegte.

Werla soll soviel, als ein Wehrlager heissen, wie der selige Michaelis vermuthet: a) und wahrscheinlich war auch hier eine Menge Waffen in Vorrath, welche unter des Königs Dienerschaft und die hier herum wohnenden Leute bei der Gefahr eines Ueberfalls ausgetheilt werden konnten.

Allein verschiedene Umstände haben in der Folge bei den Geschichtforschern wichtige Zweifel erregt, ob in hiesiger Gegend jemahls ein Werla wirklich befindlich gewesen; indem ein Ort in Westphalen (auch mehrere Oerter anderswo) eben denselben Namen geführet haben. Von vielen wird daher das westphälische Werla für dasjenige Schloß gehalten, wo verschiedene kaiserliche und königliche Urkunden ausgefertiget sind und wo Heinrich sich so gern aufgehalten hat. b). Eine geschriebene Goslarische Chronik, die einen Hans Geißmar zum Verfasser hat, sagt zwar ausdrücklich, König Heinrich habe einen gefangenen Ungarischen König in Wer-

Werla, da wo jetziger Zeit in unserer Stadt der sogenannte Mangelhof liegt, enthaupten lassen. Dieser stimmt auch Michaelis bei: allein von Beiden wird keine Gewährleistung beigebracht, noch eine Quelle angezeigt, aus der sie diese Nachricht geschöpft haben. Inzwischen scheint mir doch die Chronik aus Gründen, die hier anzuführen zu weitläuftig seyn würde, sehr glaubwürdig zu seyn. Ob sich nun gleich eine Begebenheit von der Art viele Jahrhunderte hindurch an einem Orte gar wohl erhalten und durch mündliche Erzählungen auf die Nachkommen gelangen kann; so war man dennoch vor einem Irrthum hierbei nicht hinlänglich gesichert. Daher war es aber auch immer bedenklich, die gegenseitige Meinung, die seit zweihundert Jahren von den Gelehrten als wahr angenommen und durch den Beitritt so vieler glaubwürdigen Männer gleichsam sanctionirt worden, gegen zwei Zeugen, die keine Beweise von ihren Angaben beigebracht hatten, aufzugeben. Dieser Zweifel mußte dadurch verstärkt werden, daß sowohl Cörber, c) als Heineccius, die doch an Ort und Stelle geschrieben und wahrscheinlich die gedachte Chronik werden gesehen und geprüft haben, jene Hinrichtung des Ungar-Fürsten bezweifeln, und der Leztere sogar die ganze Begebenheit, die sich auf einem hiesigen Werla zugetragen haben soll, für ein Mährchen erklärt. d). Inzwischen ist es jetzo bis zur höchsten Evidenz erwiesen, daß das Schloß Werla, welches dem Könige Heinrich so oft einen angenehmen Aufenthalt gewähr-

te, und worin er auch einmahl gegen den Einfall der Ungarn Sicherheit suchte, nirgends anders, als da, wo Goslar steht, befindlich gewesen sey. Diese Gewißheit haben wir dem gelehrten Fleisse des Herrn Franz Anton Blum, jetzigem Hof- und Regierungs-Raths in Hildesheim, zu danken, der in seiner lesenswürdigen Dissertation über die wahre Lage des königlichen und Reichs-Pallastes Werla die Wahrheit dieser Behauptung in ihr völliges Licht gestellt und gründlich bewiesen hat. e). Aus den, in dieser Schrift angeführten historischen und diplomatischen Gründen wollen wir nur einige wenige ausheben, die so einleuchtend sind, daß kein Zweifel gegen sie übrig bleiben kann. Z. B. König Otto I. war den 14ten Oktober im Jahr 936. zu Magdeburg, welches von Goslar zwölf Meilen abgelegen ist, und wo er eine Urkunde für das Kloster Fulda ausfertigte: den dritten Tag nachher aber befand er sich schon in Werla und unterzeichnete daselbst die Bestätigung der Privilegien für die Kirche zu Corvey. Das Postwesen war damahls noch nicht angelegt, daß man hätte mit Kurir-Pferden reiten oder mit Extrapost fahren können; und so hätte der König auf den Flügeln des Windes reisen müssen, wenn er in acht und vierzig Stunden von Magdeburg nach Westphalen, eine Strecke von wenigstens dreissig Meilen, hätte gelangen wollen. In Goslar hingegen konnte er den dritten Tag nach seiner Abreise von dort her mit aller Gemächlichkeit schon eingetroffen seyn. Ferner ist auch ein Document des Kai-

sers Heinrichs IV. vom 9ten Jan. 1086. vorhanden, worin er der Dohmkirche in Hildesheim das Werla (vermuthlich das Ueberbleibsel davon, denn das Schloß selbst war zu der Zeit wohl nicht mehr vorhanden) und die dahin gehörigen Güter, Immenrothe und Jethere, nebst allem, was ihnen anhängig ist, schenket: jedoch so, daß von dieser Schenkung die Güter seiner Bedienten, auch den Harzwald nebst dem Forstrechte, und Goslar nebst den Gütern der Brüder der goslarischen Kirchen, ausdrücklich ausgenommen waren. Wie war es möglich, daß bei einer Schenkung von Grundstücken, die in Westphalen liegen sollten, mit der Stadt Goslar, und ihren Kirchengütern und dem Harzwalde in einen Zusammenhang kämen? Und wie hätte der freigebige Kaiser auf die Gedanken gerathen können, von jener Schenkung eben diese in und um Goslar belegene Güter und Grundstücke und nicht auch die von Magdeburg oder die von Merseburg auszunehmen, wenn nicht Werla zu Goslar gehört hätte? Beide Dörfer, die in der Schenkung genennet werden, Immenrode und Jethere, sind auf den heutigen Tag noch vorhanden und liegen eine Meile von Goslar: jenes mit seinem alten Namen im Hildesheimischen Amte Wiedelah, und dieses, welches jetzo Jerstedt heißt, im Amte Liebenburg. Endlich wird unsere Behauptung auch durch eine Stelle in der Sammlung der alten sächsischen Landes-Rechte, der Sachsen-Spiegel genannt, bestätigt. Es heißt darin: „Vünf Stete die Phalnze

„di da ligen in me Lande zu Sachsen, da der „Kung echte Hofe haben sal. Die erste ist Gruna, „die andere Werla, die ist nu zu Goslar geleget" u. s. w. f).

Dieses Schloß kann nun wohl nirgends anders als am südlichen Ende der Stadt, nahe an der Südseite des vormahligen kaiserlichen Pallastes und etwas weiter auswärts, als wo jetzt die Stadtmauer steht, gelegen haben, und höchst wahrscheinlich hat der daselbst befindliche Zimmerhof, (auch wohl der Mangelhof genannt) nach dem Inhalte der Goslarischen geschriebenen Chronik, zu demselben gehört. Sehr weitläuftig mag das Schloß nicht gewesen seyn; weil nachher die Kaisers-Burg daselbst aufgeführet wurde: inzwischen muß es doch auch einen nicht ganz geringen Umfang gehabt haben; indem verschiedene Zusammenkünfte der sächsischen Fürsten und Stände in demselben gehalten worden sind. g). Hinlängliche Bevestigung für jene Zeiten muß es inzwischen wohl gehabt haben; weil König Heinrich demselben die Sicherheit seiner Person anvertrauete. Denn als es den unruhigen Ungarn, das letzte mahl gelang, Deutschland zu verwüsten, und bis in diese Gegenden vor zu dringen, ehe noch die großen Entwürfe Heinrichs zu ihrer Ausführung reif waren, hielt er sich in diesem Werla verborgen, wohin dann auch der gefangene ungarische Fürst eingebracht wurde. Eben dieses Werla ist es dann auch, wo neun Jahre nachher, als der

erste ungarische Gefangene seine Freiheit erhalten hatte, ein ander Heerführer der Ungarn, der vermuthlich in Westphalen von den Deutschen gefangen genommen war, seinen Kopf verlor. h).

Von diesem königlichen Schlosse wurde ein ziemlich weiter Bezirk hiesiger Gegend Werla genennet: denn es findet sich in den alten Nachrichten, daß ganzer Hufen Landes und des Forstes, in Werla belegen, gedacht wird. Auch war dieser Name den Bewohnern hiesiger Gegend so geläufig geworden, daß die Stadt Goslar selbst bald nach ihrer Entstehung und noch eine lange Zeit hernach Werla hieß.

Daß neben dem Schlosse ein Jägerhaus und eine Mühle gestanden, wie unsere Chronik sagt, ist sehr glaublich. Einem muntern Jäger konnte es in diesen Waldungen an Beschäftigungen nicht fehlen, und die beiden Ströhme, Gose und Abzucht, die unsere Gegend durchfliessen, konnten wegen der Berge und Anhöhen unmöglich einen andern Lauf nehmen, als in der Nähe des Werla, und da war nichts leichter, als eine Mühle anzubringen, deren jetzo noch eine nicht geringe Anzahl ausserhalb der Stadt und in derselben von diesen beiden Wassern umgetrieben wird. Der öftere Aufenthalt des Königs in Werla konnte auch eben so leicht mehr Leute herbei ziehen, die sich in der Nähe des Schlosses mit einzelnen Häusern anbaueten: um desto leichter wurden aber dann auch neben Werla die Anstalten zur Gründung einer Stadt vorgekehrt.

Anmerkungen.

a) Man sehe Joh. Heinr. Michaelis Historische Nachricht vom ersten Ursprunge und Erbauung der Kaiserl. Freien Reichs-Stadt Goslar u. s. w. Erstes Stück Goslar 1758.

b) In der Dissertation, welche der gelehrte Herr Franz Anton Blum, als Verfasser unter dem Vorsitze des sel. Geheimen Justiz-Raths Häberlin in Helmstedt 1786. De vero situ veteris palatii regalis et imperialis Werlae cet. vertheidigte, werden funfzehn Gelehrte aufgeführt, welche insgesammt das hiesige Schloß Werla nach Westphalen verlegen wollen.

c) Liberae atque imperialis civitatis Goslariae historia ab originibus ad Fridericum II. Imp. deducta, praeside Casp. Sagittario defendit Caspar Corberus Jenae 1675. §. XIV. Diese Schrift ist auch von dem Verfasser ins Deutsche übersetzt im J. 1679. in Goslar herausgegeben.

d) — Haec sparguntur in vulgus et vix aliud, quam dicentium audacia, praesidium habent. Forte inde fabula originem habet cet. Jo. Mich. Heineccii Antiq. Gosl. L. I. p. 6.

e) Dieß ist die, oben unter dem Buchstaben b) angeführte Schrift. Hier verdient auch noch aus dem Chronicon Breve Principum Romanorum, qui Goslariae aut in vicinia egerunt, ex MSTO. folgende Stelle einen Platz: „Nach „Goddes bord DCCCCXXI. Hinrik de erste an „deme Namen, de dar is gewesen ein sone Otten „eines Hertoghen von Sassen, unde is genomet „Auceps ofte Vogeler, de LXXV. von Augusto „heft entfangen dat Romesche Rike, unde heft „regeret XVIII. jar. — Dusse sulve Vorste heft „gehad

„gehad eynen strid mit dem Konige van Ungeren „bi Wagersleve, und dodede dar vele mynschen, „und fengk den Konigk, unde darna eschede he to „hope „(heischte er zusammen)“ syne Vorsten, „unde vant ober öne dat ordel, (und fand über „ihn das Urtheil)“ unde let öme affschlan sin „hovet uppe der stede geheten Werle. Uppe düsser „stede Werle hadde da de Kaiser einen sal, unde „düsse sulve stede is nu geheten Goslar. By düsses „Keysers tyden was gebuwet Goslar“ u. s. w. Vide Godofredi Guil. Leibnitii Scriptorum Brunsuicensia illustrantium Tom. III. C. XV. p. 426.

f) Man sehe davon den Sachsenspiegel in der Gärtnerischen Ausgabe Kap. LXII. S. 460.

g) Nach der oben angeführten Blumischen Dissertation De vero situ veteris — Werlae. §. VIII.

h) Ex hinc ipsorum Regem cepit Ungariorum. Quem captivabat, in Werle decapitabat, sagt ein alter Geschichtschreiber, mit welchem die Goslarische Chronik übereinstimmt. Heineccius läßt zwar den vornehmen Ungar mit seinem Kopfe ruhig nach Hause gehn: (in Antiquit. Goslar. L. I. p. 6.) und er hat Recht, wenn von dem ersten Gefangenen die Rede ist, mit dessen Loslassung der König Heinrich den Frieden auf neun Jahre von jenem Volke erwarb. Allein bei den großen Niederlagen, welche die Ungarn im Jahr 933. in Westphalen von den Deutschen erlitten, wurden mehrere ihrer Heerführer gefangen; da war aber nun keine Ursache mehr vorhanden, solcher Leute, die ihr Volk zu lauter Greuelthaten in Deutschland angeführt hatten, zu schonen, sondern sie wurden, nach dem Geiste des Zeitalters, am Leben gestraft. Daß gerade in Goslar eine solche

Hinrichtung vor sich gegangen ist, kann daher gekommen seyn, daß von dem, in Westphalen zerstreueten Heere der Ungarn, einer ihrer Anführer einige Zeit nachher gefunden, und nach Goslar geliefert worden, den der König nach seiner Zurückkunft von der Schlacht bei Merseburg daselbst öffentlich enthaupten lassen.

Das fünfte Kapitel.

Erbauung der Stadt Goslar.

Der Ursprung der Stadt fällt in das zehnte Jahrhundert, und man kann mit völliger Sicherheit, die Jahre 923 und 924. für die Zeit ihrer Entstehung, und den König Heinrich I. als den Schöpfer und Urheber derselben annehmen. a). Die Sorge dieses Königs vor die Bevestigung der Städte, die ihn Tag und Nacht beschäftigte, läßt es sicher vermuthen, daß er alles gethan haben wird, dieses sein Werk an unserm Orte, so viel möglich war, zur Vollendung zu bringen, die neue Stadt mit Einwohnern zu besetzen, mit Wall und Mauer sie zu umgeben, und wie das eigentlich seine Absicht war, um den wild streifenden und alles verheerenden Feinden sie, wie einen Damm entgegen zu stellen. Denn nach neun Jahren lief der, mit den Ungarn verglichene Waffenstillstand zu Ende, und dann mußte alles dazu im Stande seyn, sein großes Vorhaben zur Ausführung zu bringen.

Der

Der gegenwärtige Umfang der Stadt war aber keines Weges bei der ersten Anlage zum Plan genommen, nach welchem sie gebauet werden sollte: es war vielmehr gar kein Plan dazu vorhanden, sondern in der Folge von vielen Jahren, durch wiederhohltes Anbauen und mehrmalige Erweiterung hat sie erst die Ausdehnung und Form erhalten, in der man sie jetzund siehet. Der erste Anbau nahm nicht den vierten Theil von dem Raume der jetzigen Stadt ein. Verschiedene Umstände ergeben es deutlich, daß die erste, von Heinrich angelegte Stadt, in der Gegend zwischen dem Markte und dem breiten Thore gestanden, und von da, wo jetzt die Gose fließt, bis etwa über die Bäckerstraße gereicht habe. Denn der Raum von der Königsbrücke bis nach Süden an die Stadtmauer und an das Kaiserhaus war im Jahr 1039. noch unbebauet, und blieb es so lange, bis der Kaiser Heinrich III. den Dohm von der Harzburg hierher verlegte. Auch die ganze Gegend vom Sanct Annenhause, die Klockengiesserstraße hinauf bis ans Clausthor war noch ein von Häusern leerer Raum. Die Gose war in ihren jetzigen Canal noch nicht eingezwängt, sondern sie nahm ihren freien Lauf die Bergstraße herab und die Nordseite der Marktkirche vorbei, wo man eine Brücke, die so genannte Krahmerbrücke, über sie geschlagen hatte: und die Abzucht floß zwischen der Stadt und dem Schlosse Werla.

Die Einwohner, mit welchen die neue Stadt besetzt wurde, waren die bisherigen Bewohner hiesigen

sigen Landes, also Sachsen, deren Vorfahren schon ihren Sitz hier in der Nähe gehabt, oder die mit ihrem Viehe in diese waldigte Gegend vor den Ungarn geflüchtet waren, und die nun den neunten Mann von dem Lande in die Stadt geben mußten.

So sehr nun dieser neue Anbau durch die Gegenwart des Königs, unter dessen Augen er angefangen und fortgeführet wurde, begünstigt ward, so fand sich doch eine Schwierigkeit, die denselben unter veränderten Umständen hätte verzögern können. Man fand nemlich den Boden sumpfigt und morastig, der eine haltbare Gründung der Mauren und Häuser nicht zu zu lassen schien: obgleich tiefer herab ein sehr dichter und trockner Grund vorhanden war. Die beiden vorhin genannten Ströhme, Gose und Abzucht, mit denen die von den Bergen herab ströhmenden Regen- und Schneewasser sich vereinigten, hatten alles überflossen; und daher konnte es nicht fehlen, daß nicht hin und wieder Sümpfe von langen Zeiten her wären stehen geblieben. Allein man wußte sich zu helfen. Ueber und unter der Erde wurden Canäle angelegt und Abzugsgräben gezogen, eichne Balken und Blöcke in den Boden eingerammet, die hier im Dickigt der Waldung nicht weit zu suchen waren, und so zu der Stadtmauer und zu den Häusern ein vester Grund gelegt. b).

Die neue Stadt erhielt hernachmahls den Namen Goslar, der soviel, als ein Hoflager an der

Gose

Gose anzeigen soll, weil König Heinrich I. seine Hofhaltung hier eingerichtet hatte.

Eben so ward auch Merseburg und Quedlinburg in den Stand gesetzt, daß diese Städte eine plötzliche Ueberziehung des Landes, die man von den wilden Ungarn bisher immer befürchten müssen, aufhalten konnten. Die weisen Veranstaltungen dieses fürtrefflichen Königs waren endlich so weit vollendet, daß er es wagen durfte, den Feinden des Vaterlandes ein deutsches Kriegsheer entgegen zu stellen. Denn als der mit den Ungarn verabredete Waffenstillstand abgelaufen war, schickten die Ungarn ihre Abgeordnete an König Heinrich, die wiederum neue Geschenke von ihm fodern sollten; allein die mußten mit leeren Händen abziehen. Das setzte die Barbaren in die äusserste Erbitterung. Sie beschlossen, eine grausame Rache an Sachsen und am ganzen deutschen Reiche zu nehmen: und es wäre das Vaterland durch sie gewiß zu Grunde gerichtet, wofern nicht die Vorsehung den König Heinrich zu einem Werkzeuge gebraucht hätte, Deutschland von dieser schrecklichen Plage zu befreien. Mit einer unzehlbaren Menge erschienen sie im Jahre 933. in Meissen, und gedachten Merseburg zu überwältigen, in der Hoffnung, eine reiche Beute daselbst zu erhaschen. Ein Schwarm von ihnen hatte sich nach Westphalen gezogen, wo sie, ihrer Gewohnheit nach aufs schlimmste wirthschafteten. Diese letztern suchte Heinrich mit seinen braven Sachsen zuerst

erst auf, und gab ihnen die Stärke der deutschen Arme so kräftig zu empfinden, daß der größte Theil der Feinde erschlagen, verschiedene ihrer Anführer gefangen, und die übrigen in diesem, ihnen unbekannten Lande zerstreuet, vom Hunger und Elende gänzlich aufgerieben wurden.

Nun führte Heinrich seine ganze Macht gegen jene Ungarn, die er bei Merseburg antraf. Auch die griff er mit einem so glücklichen Erfolge an, daß ihr ganzes Lager erobert und sechs und dreissig tausend Feinde niedergehauen wurden. Durch diesen herrlichen Sieg war für das Vaterland Sicherheit errungen, und ein weit ausgebreiteter Ruhm und ein uneingeschränktes Zutrauen aller Deutschen waren die süßen Früchte, die König Heinrich von seinen weisen, standhaften und muthigen Verfügungen einerndtete.

Um seiner neuen Stadt noch mehr Sicherheit gegen alle Anfälle zu verschaffen, legte der König nahe an derselben gegen Norden auf einer Anhöhe, der Georgenberg genannt, eine Vestung an, die aber von einem seiner Nachfolger Conrad II. in ein Augustiner-Kloster verwandelt wurde c).

Anmerkungen.

a) Heineccii Antiquit. Goslar L. I. p. 8. Chronicon Coenobii Montis Francorum p. 12.

b) Cum ex montibus Harzicis plurimae stagnantes aquae valde paludosum faciant lucum, aedi-

aedificia palis suffulcire, ac per cuniculos aquam derivare necessum fuit. Casper Cörber in der angeführten Schrift C. I. §. XVIII.

c) Heineccii Ant. Goslar. L. I. p. 34.

Das sechste Kapitel.

Wachsthum und Zunehmen der Stadt.

Die Stadt Goslar befand sich noch in dem Stande ihrer Kindheit, als ihr Vater, König Heinrich I. sein thatenvolles Leben endigte. Diesen Verlust würde sie schmerzlicher empfunden haben, wenn nicht Otto, sein würdiger Sohn und der Erbe der väterlichen Tugenden auf Deutschlands Thron wäre erhoben worden. Dieser fürtreffliche Fürst ließ sich neben der deutschen Krone auch in Rom die Kaiserkrone aufsetzen: und seine Regierung ist reich an edlen und ruhmvollen Thaten, die ihm auch den Namen des Großen erworben haben. Unter seiner Regierung erlangte die Stadt ganz unerwartete sehr große Vortheile, und eine ansehnliche Vermehrung ihrer Einwohner. Die Erze im Rammelsberge wurden gefunden. Eben dadurch aber war nicht nur eine Quelle von Reichthümern für die Stadt geöffnet, sondern auch eine Menge Menschen wurden herbei gezogen, die bei dieser glücklichen Entdeckung Arbeit genug, und dabei Unterhalt und Nahrung fanden. a).

Eine Ueberlieferung erzählt diesen Vorgang mit folgenden Umständen. Ein Ritter, Namens Ramm, jagte an dem, der Stadt nahe liegenden Berge, der in der Folge auch von ihm den Namen erhalten hat. Von Harzburg war er zu Pferde gekommen: hier aber fand er es nöthig, ab zu steigen und dem Wilde durch die Dickung zu Fuß nach zu setzen. Sein Pferd band er an einem Baum an. Das rasche Thier, des langen Stillstehens überdrüßig, wurde unruhig, und scharrte mit dem Fuße in dem Boden. Als Ramm zurück kam; bemerkte er mit Verwunderung, daß da in dem Erdboden, wo die Hufe seines Pferdes durch wiederhohltes Stampfen und Kratzen die obere Erde weggeräumt hatte, Gestein von ungewöhnlicher Art zum Vorschein gekommen war, welches durch seinen Glimmer die Vermuthung von einem metallreichen Erze erweckte. Der Ritter berichtete diesen Vorfall dem Kaiser, der sehr aufmerksam darauf gemacht wurde und an dem angezeigten Orte nachsuchen ließ. Man fieng an zu schürfen: und ein glücklicher Erfolg bestätigte es, daß die Hoffnung, reichhaltige Erze hier zu finden, nicht ungegründet gewesen war. Dieß ist die Veranlassung zu der Aufnahme des Bergwerks in dem Rammelsberge, aus welchem nun beinahe neunhundert Jahre hindurch Schätze mancher Art heraus gehoben sind, welche ausser dem Reichthum, der daher in die Cassen der Fürsten und der vormahligen Inhaber des Berges einströhmte, jährlich einigen hundert Menschen Arbeit und Brodt verschafft haben.

Der

Der Berg, in dessen Innern die Erze lagen, hieße nun, dem Erfinder zu Ehren, der Rammelsberg, und so wie des Ritters Gedächtniß auf diese Art verewiget war, so sollte auch seiner Ehegattin ein gleiches ehrenvolles Andenken bei der Nachkommenschaft gestifftet werden. Sie hieße Gosa: und von ihr wurde nun das hier fliessende schöne Wasser Gose genennet.

In Deutschland waren zwar die Bergwerke damahls nicht ganz unbekannt: zur Zeit Carls des Großen wurden schon in diesem Reiche Metalle gegraben, insonderheit Kupfer und Eisen in Menge, Silber genug, und in dem Sande am Rheine ward auch Gold gefunden. c). Allein in Sachsen fand sich doch Niemand, der mit der Gewinnung und dem Schmelzen der Erze um zu gehen wußte. Um nun die hier in der Erde verborgenen Schätze gehörig auf zu suchen und zu Nutze zu machen, ließ der Kaiser Otto I. im Jahre 968. aus Franken einige, dieser Sachen kundige Männer berufen, d) welche an dem Rammelsberge Schachte bauen, und die in Goslar wohnenden Sachsen die Erze zu gewinnen und zu schmelzen lehren mußten. e). Denen folgten immer mehrere ihrer Landsleute nach, so daß allmählig die Colonie der Franken hier ziemlich stark und zahlreich wurde. Sie baueten sich, um dem Berge desto näher zu seyn, oberhalb der Stadt in Westen in einer hochgelegenen Gegend an, die von ihnen den Namen Frankenberg bekam, den auch

dieses Revier der Stadt bis auf diese Stunde behalten hat. Zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen wurde zu oberst in Westen die Sanct Augustinus-Capelle erbauet: und da diese der stärker anwachsenden Franken-Colonie zu enge fiel; so ward auswärts an derselben eine Canzel angelegt und unter freiem Himmel geprediget.

Es giengen aber viele Jahre darüber hin, ehe zwischen diesen Colonisten und den Ingebohrnen ein nachbarliches gutes Vernehmen bevestiget werden konnte. Jeder Stamm lebte vielmehr ganz für sich und ausser aller Gemeinschaft mit dem andern. Vielleicht war es ein Ueberbleibsel des alten National-Hasses, der in den vorigen Zeiten zwischen diesen beiden Völkerschaften geherrschet hatte und der jetzt noch keine Freundschaft zwischen ihnen aufkommen ließ. Wahrscheinlicher aber ist es, daß die Verschiedenheit in der Kleidung die stärkste Veranlassung zu der Zwistigkeit zwischen den Bewohnern der neuen Stadt gegeben habe. Man weiß ja, wie leicht bei Leuten von ungeläuterter Denkungsart die Verschiedenheit in Kleidung und Sitten auch verschiedene Gesinnungen gegen einander erwecken kann. Im achten Jahrhunderte war die sächsische Kleider-Mode von der fränkischen sehr unterschieden: jene Völker aber waren in ihrem Anzuge bei weiten so veränderlich nicht, als es unsere Zeitgenossen sind, und verstanden auch die große Kunst nicht, durch einen eleganten Schnitt der Kleider ihrem Körper ein

ge-

gefälliges Ansehen zu geben: und so wird sich ihre Mode zweihundert Jahre nachher gar leicht haben erhalten können. Die Franken trugen enge an den Leib anschliessende Kleider, und ein kurz abgeschnittenes Haar: der Sachsen Kleider hingegen waren weit, aus leinen Zeuge oder einer Art Pelz gemacht, und ihre Haare liessen sie lang wachsen. f). Ursachen genug zur Trennung unter Leuten dieser Art und in diesen Zeiten! Eine Neckerei erzeugte dann unter ihnen die andere, und eine Beleidigung wurde durch eine andere gerächet. Besonders beschwerten sich die Sachsen, daß ihre höher wohnenden Mitbürger das Wasser, welches von jenen ihnen zufloß und das ihnen unentbehrlich war, verunreinigten. Der Zank hierüber wurde oft so heftig, daß er in Thätigkeiten ausbrach, die sich mit Blutvergiessen und Morden endigten. Um dieses so viel als möglich zu verhüten, mußte eine Scheidewand von Verzäunungen und Schlagbäumen zwischen den Wohnungen der beiden Stämme gezogen werden, so daß sie wenigstens zur Nachzeit einander nicht überfallen konnten. Endlich wurde durch die Länge der Zeit, welche die Heftigkeit widriger Affecten besser als die stärksten Gründe zu mildern weiß, diese Feindseligkeit zwischen Bürgern, die einander nicht entbehren konnten, allmählig vermindert und endlich ganz gehoben. Die Sachsen gaben ihre Töchter den Franken zur Ehe, und ihre jungen Männer hohlten sich auch Bräute von jenen, wodurch sie sich zu einem Volke vereinigten: und jener Unter-

 schied

schied unter den beiden hier wohnenden Völkerschaften ist längstens schon gänzlich erloschen. Zum Andenken dieser Aussöhnung und zu mehrerer Bevestigung der neu errichteten Freundschaft wurde damahls eine Feierlichkeit gestiftet, ein Tanz, den die jungen Leute beiderlei Geschlechts Hand in Hand von dem oberen Ende der Stadt bis in das untere und so wieder hinauf in der Fastnachtswoche unter ihrem eigenen Gesange anstellten, und der erst im Jahre 1536. abgeschafft wurde. Diese fröliche Einigkeit hätte aber für die Tugend und guten Sitten eben so schädlich werden können, als die vorige Uneinigkeit es für die öffentliche Ruhe war. Die Gesellschaft dieser Tänzer gerieth nemlich in eine Vertraulichkeit, bei welcher Ehrbarkeit und christlicher Wohlstand sich nach und nach gänzlich verlohren, und Schaamlosigkeit und öffentliche Aergernisse entstanden. Deswegen ruheten wohldenkende Personen und besonders die Prediger nicht eher, bis diese anstößige Lustbarkeit, der lange Tanz genannt, endlich aufhörte.

Das Bergwerk kam inzwischen immer weiter in Gang und gereichte der Stadt zu einer geschwinden und starken Aufnahme. Denn ausser dem, daß dadurch die Einkünfte des Kaisers, der sich hier sehr oft aufhielt, g) um ein großes vermehret wurden, so wuchs auch die Zahl der Einwohner von Tage zu Tage an. Die Stadt wurde daher erweitert, der Frankenberg mit in die Ringmauer eingezogen,

zogen, und der Raum zwischen der eigentlichen Stadt und dem Frankenberge nachgerade mit Gebäuden angefüllt. An Bau-Materialien konnte es dabei nicht fehlen. Steine und Kalk standen in der Nähe in den Bergen überflüssig, und Bauholz lieferten die Wälder, mit denen Goslar umgeben war. In dem Jahre 984. war die Stadt, die man damahls auch noch wohl Werla nannte, schon in dem Stande, daß die Reichs-Fürsten in ihr eine Versammlung halten konnten, in der sie den König Otto III. zum Oberhaupte des Reichs bestätigten. h).

Goslar erlangte durch diese, ihr so ausserordentlich günstigen Schicksale immer mehr Ansehn und Wohlstand. Die Wälder um sie her wurden mehr ausgehauen und dadurch nicht allein dem Boden mehr Raum zu Ackerbau und Viehweiden abgewonnen, sondern auch der Luft und den Sonnenstrahlen ein freiers Eindringen erweitert, und dadurch das Klima milder und die Luft gesunder gemacht.

Anmerkungen.

a) Heineccii Ant. Goslar L. I. p. 18.

b) Düsses jegers frouve het Gosa, dar is nu dat water na genannt. Leibnitii Script. Brunsuic. Tom. III. C. XV. p. 426.

Oppe der Stidde, do Gosseler licht, begunde Kaiser Hinrik eyn Dorpp to buven, unde wart geheten na dem water dat dar nach dorch hen flut,

unde het de Goser. Na der wise is dat vorlenghet unde het Gosseler. Alsus is dusse Kaiser Hinrich de erste fundator der stadt Gosseler. Unde syn sone Otto de grote de na öhme Keyser wart, de vant de erze in dem Rammelsbarche, vermiddelst eyen jeger de het Ramme, dar krech de Barch den namen aff unde het noch de Rammelsbarg. Unde des jegers wiff de het Gosa, dar dat water na geheten wart unde ok de stadt. Ex Bothonis Chron. Brunsuic. picturato, ibidem p. 306.

c) Man sehe des berühmten Herrn Hof-Raths Schmidt Geschichte der Deutschen Th. 1. S. 516. Ingleichen Herrn Posselt Geschichte der Deutschen für alle Stände B. 1. S. 260.

In dem Liede des Mönchs Otfried von Weissenburg, der im neunten Jahrhundert gelebet hat, heißt es davon:

Zi nuze grebit man ouh tar	Zum Nutzen gräbt man auch dort
Er inti Kuphar	Erz und Kupfer.
Joh by thia Meina	Ja an dem Mayne
Isina Steina;	Elisensteine.
Ouh thara zua fuaga	Auch dort mit Fuge
Silabar zi nuaga	Silber zur Gnüge,
Joh lesent thar in Lante	Ja sie lesen auf dem Lande
Gold in ihro Sante.	Gold in ihrem Sande.

d) Daß dieses das eigentliche Jahr der Aufnahme des hiesigen Bergwerks sey, hat der vormahlige Bergschreiber zu Andreasberg, Rud. Leop. Honemann in den Alterthümern des Harzes Th. 1. §. 28. S. 22. f. überzeugend dargethan.

e) Diese Bergleute kamen nicht aus Frankreich, sondern aus Franken, welches zu jener Zeit nebst dem

Frän-

Fränkischen Kreise einen grossen Raum von Deutschland einschloß: es hätte sich sonst wohl eine Spur der französischen Sprache bei uns wenigstens eine Zeit lang erhalten müssen, wovon aber nicht das geringste wahr zu nehmen ist. Dagegen ist es erwiesen, daß in den ältern Zeiten im Frankenlande am Fichtelberge reiche Gold- und Silber-Bergwerke gebauet worden, die aber hernach bei den Kriegs-Unruhen oder durch andere Zufälle eingegangen sind. Man sehe davon die vorher angeführte Schrift §. 30. in den Anmerkungen.

f) Herrn Posselt Geschichte der Deutschen für ꝛc. Th. 1. S. 165.

g) In der oben angeführten Dissertation des Herrn Blum werden fünf Urkunden angeführt, die der Kaiser Otto I. in der Zwischenzeit vom Jahre 936 bis 956. in Werla ausgestellt hat. §. IV.

h) Man sehe hiervon Heineccii Antiquit. Goslar L. I. p. 21. Dieser verdienstvolle Gelehrte sagt zwar, daß die Versammlung der Reichs-Stände in Werla in Westphalen gehalten worden sey, weil er nach seiner vorgefaßten Meinung, Goslar nicht für das alte Werla erkennen will. Da es aber hinlänglich dargethan ist, daß Werla zu Goslar gehöret hat; oder vielmehr Goslar selbst ist; so können wir auch sicher annehmen, daß die gedachte Zusammenkunft der Fürsten in dieser Stadt gehalten sey.

Zweite Abtheilung.

Lage und Wachsthum der Stadt.

Das erste Capitel.

Grund und Boden um die Stadt.

Ein anmuthiges, von drei Seiten mit Wiesen und Waldung eingefaßtes Thal, welches in Westen zwischen hohen Bergen enge heraus geht, und nach Osten sich allmählig erweitert, bis es in fruchtbaren Feldern sich endlich ganz verliert, schließt die Stadt Goslar ein. An ihrer Süd- und Westseite ragen ziemlich hohe Berge empor, die neben ihr beinahe einen rechten Winkel bilden, und mit dem andern Harzgebirge zusammen hängen. Der Rammelsberg, in Süden hat hinter sich eine Kette von Bergen, die gerade nach Osten durch das Braunschweigsche ins Halberstädtische hinreicht. An seiner Westseite liegt der Herzberg, durch ein enges Thal von ihm geschieden, von der Stadtseite sehr stickel, und mit Rothtannen oder Fichten stark bewachsen. An den grenzt in Westen der hohe Kehl, an welchem das Thal in einem spitzen Winkel sich endigt, ein stickeler Schieferfelsen, auf welchem jene Bäume aber auch

auch recht gut fortkommen. An diesen lehnt sich in Südwesten der Steinberg, der nicht weit vom Stadtgraben schon sich zu erheben anfängt: er enthält einen fürtrefflichen Wiesengrund bis unter seinen Gipfel. Ein enges, von einem klaren Wasser durchströhmtes flaches Thal scheidet ihn in Norden von dem Nordberge, der mit einem Eichenwalde bedeckt ist, und hinter welchem die Fichtenwälder, die gewöhnlichen Producte der Harzberge, wieder anfangen.

Der Grund und Boden, auf dem diese Stadt steht, ist trocken und steinigt, darneben so vest, daß er die schweresten Thürme und Gebäude trägt. Inzwischen findet man auch den Boden in Absicht auf seinen innern Gehalt um die Stadt her so verschieden, daß nicht leicht eine so große Mannichfaltigkeit von Erd- und Stein-Arten anderswo in einem so kleinen Raume befindlich seyn wird, als in dieser Gegend. In Westen steht nemlich ein Schiefer, der hart bis an den Stadtgraben herab geht, dann an der Südseite der Stadt sich herunter zieht, wo er sich zwar in loser Erde verliert, nach Norden aber durch den Steinberg und das angrenzende Thal einige Stunden noch weiter fort sich erstreckt. An der Nordseite der Stadt besteht der Grund aus einer lockern, mit kleinen und grössern Kieseln vermischten Erde. Jedoch enthält auch der, weiter nach Osten hin liegende Hügel, der Chattenberg, gewöhnlich der Kazenberg genannt, einen grauen Kalkstein. Etwas weiter nach Osten

wird ein brauchbarer Leimen, hin und wieder auch Mergel gegraben. „Die Bergart des an der Süd„seite der Stadt liegenden Rammelsberges ist der „Grauwacke ähnlich, nur kleinkörniger und dichter, „hellgrauer, zuweilen auch schieferig und sehr fein „glimmericht. Dieß Mineral wechselt mit schwarz„blauem Thonschiefer ab. Ohngefehr in der Mitte „der Höhe dieses Berges fand man einige, auf ei„nen Fuß starke, Bänke der Grauwacke voller Conchi„lien und Corallen-Gewächse, die hin und wieder „mit Bleiglanz, Blende und Kies umgeben, nur an „der äussern Seite der Bänke noch kenntlich, gegen „das Innere hinein aber ganz verwischt, und mit dem „Gestein auf das genaueste verwebt sind." *) a) An dem östlichen Ende dieses Berges nach der Stadt her liegt eine geräumige Fläche, die als Wiese benutzt wird, und einen grauen Thon enthält, aus welchem Töpfer-Arbeit verfertigt, Ziegeln, auch Backsteine gebrannt werden. Der Petersberg, eine im Osten der Stadt, etwa zweihundert Schritte von ihr entfernte, und wegen eines kaiserlichen Stiffts, das hier vormals stand, berühmte Anhöhe, b) enthält zwei, von einander sehr verschiedene Stein-Arten. Größten Theils besteht diese Anhöhe zwar aus einem sehr ve-

*) Die Erze im Rammelsberge, welche etwas Gold, mehr Silber, viel Blei und Kupfer, wenig Zink, vielen Schwefel und Vitriol enthalten, können hieher nicht gerechnet werden, weil diese Producte vermittelst des Feuers heraus gebracht werden.

vesten grauen Sandstein. An der Südseite aber wird der Sand mürbe und locker, sehr fein, an einigen Stellen gelb, an andern ganz weiß. Die Einwohner bedienen sich desselben zum Einstreuen in die Wohnzimmer, um den Fußboden reinlich zu erhalten: und es geht nicht leicht ein Tag hin, daß nicht etliche Säcke und Tragkörbe voll da heraus geholt und in der Stadt verkauft werden.

Noch weit nutzbarer ist aber der schöne glänzend weisse Kalkstein, der an der Nordseite eben dieses Petersberges bricht, und dessen sich die Stadt zum Mauerwerk und Bauen bedient. Die Fläche über diesem ganzen Steingrunde ist mit einer fetten Dammerde bedeckt, die einen fruchtbaren Wiesengrund abgiebt, nach Osten hin sich aber theils im Ackerlande, theils in einem magern Anger verlieret.

In eben dieser östlichen Gegend, eine halbe Stunde von der Stadt, an dem Suthmerberge wird ein überaus vester weißgrauer Sandstein gebrochen, aus welchem fürtreffliche fast unvergängliche Quadersteine gehauen werden.

An dem Fuße des Petersbergs nach der Stadt zu ragt ein hoher Felsen empor, der aus einem sehr dichten Sandsteine besteht. Nach einer Tradition hat er vor Zeiten einem Einsiedler zur Wohnung gedient, und wird jetzo noch die Klus (Clause) genannt. Ein Zimmer von etwa zwölf Fuß im Durchschnitt zum nothdürftigen Aufenthalte eines Menschen ist dahin ein gearbeitet, und ein ausgehauener Pfeiler unter-

stüzt

stüzt die über demselben ruhende Last. Von dem Berge geht man geraden Weges in diese kleine Wohnung, die von einem einzigen Fenster erhellet wird. Eine Stiege von vier und zwanzig in den Felsen gehauenen Tritten, führt von da zu einem geräumigen unterirdischen Gemach hinunter, welches vierzehn Schritte in Quadrat enthält, eine der Weite angemessene Höhe hat, und dessen Decke von einem aus demselben Stein ausgehauenen starken Pfeiler getragen wird. In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts war dieser Felsen noch von einem Paar Eheleute bewohnt, welches dann freilich auf manche Bequemlichkeit Verzicht thun mußte. Unglücklicher Weise aber entstand hier ein Brand, welcher die Thür dieser Wohnung und das darin befindliche Holzwerk ergriff und zerstörte: seitdem wohnt Niemand mehr in der Clause und der Keller wird von denen, welche die darneben liegende Gärten bauen, zum Behältniß ihrer geerndteten Früchte genuzt, die dann auch vor dem Froste da gesichert liegen.

So wie nun die Natur verschiedene ihrer Reichthümer zu Befriedigung menschlicher Bedürfnisse hier niedergelegt hat, so finden auch die Freunde von Naturalien und Vossilien in dem hiesigen Boden eine Erndte zu ihrem Vergnügen und zur Vermehrung ihrer Sammlungen. In mehr als einer Gegend am östlichen Theile der Stadt liegen Ammonshörner, Trochiten, Entrochiten, Astraiten oder Sternsteine, Nautiliten, Turbiniten oder Schraubsteine,

Ostrai-

Ostraiten, Orthoceratiten, Conchiten, Stinksteine, Belemniten, Wurmsteine, Krötensteine, auch versteinerte Mooße und dergleichen Holzstücken. Ein großer Freund und Kenner dieser Seltenheiten in dem Steinreiche, Herr Ritter, vormahliger Conrector der Schule zu Ilefeld, fand bei Goslar einen Alabaster von sehr schöner Farbe, der alle Arten von Politur annahm, und dadurch eine noch weit grössere Schönheit erlangte. Eben dieser Gelehrte entdeckte hier mehr andere sehr seltne Sachen von der Art, als leicht zusammengedrückte Schnekken, ingleichen den Lilienstein (Ecrinus), das Alpkreuz oder Truttenkreuz (Enchinites), den Sonnenstein (Lapis solaris) und andere Merkwürdigkeiten. c).

Noch vor ohngefehr funfzig Jahren besaß ein hiesiger Bürger eine ganz unbeschädigte Urne, die in dem thonigten Boden nahe an der Stadt gefunden war: nachdem aber dessen Familie ausgestorben, so ist die Antike aus einer Hand in die andere und endlich an Herrn Medicinal-Rath Doctor Brandis in Hildesheim gelanget.

In der Urne befand sich, als sie noch bei uns war, ein Zettel von Pergament mit dieser Schrift: „Hilli Krotti Woudana, ilpo osk un osken Pana „Witekin, ok Kelta of den aiskena Karel; vi den „Slaktenera. Ik kif ti in Ur two Scapa un tat „Rof. Ik slakte ti all fanka up tinen illigen Ar„tesberka." Der Herr Professor Rössig giebt davon fol-

folgende Uebersetzung: Heiliger großer Wodan! hilf uns und unsern Herrn Wittekind, auch dem Kelta, von dem aischen Karl; pfuy dem Schlächter. Ich gebe dir einen Ochsen und zwey Schafe und den Raub. Ich schlachte alle Gefangenen auf deinen heiligen Hartisberga. d). Inzwischen sind doch auch Einige, deren Urtheil in Dingen dieser Art Achtung verdient, welche weder die Urne noch die Inschrift für ächt erkennen wollen.

Anmerkungen.

a) Dieß ist die Beschreibung des Herrn Prof. Christ. Wilh. Jak. Gatterer, die er von dem Innern dieses kleinen Bezirks in seiner Anleitung, den Harz mit Nutzen zu bereisen im 2ten Th. S. 132. u. f. ertheilt, und der ich mich um so lieber bedienen wollen, da ich selbst kein Kenner der Mineralogie bin.

b) Von diesem Stifte wird in der Folge ein mehreres angeführt werden.

c) Die Schrift: Alberti Ritter Epistolica Oryctographia Goslariensis. Helmstad. 1733. verdient hierüber nachgelesen zu werden, in der auch einige der hier gefundenen Vossitien und Naturalien in Kupfer gestochen dargestellt sind.

d) In des Herrn Professors und Doctors Karl Gottl. Rössig Alterthümer der Deutschen, in einem kurzen Entwurfe. Leipzig 1793.

Das

Das zweite Kapitel.

Gegenwärtige Lage und Aussenseite der Stadt.

Nach der heutigen Geographie hat unsere Stadt ihre Lage im Niedersächsischen Kreise, an der nördlichen Seite des Harzgebirges, da, wo die Grenzen des Herzogthums Braunschweig und des Hochstifts Hildesheim mit den Fürstenthümern Calemberg und Halberstadt in Süden zusammen treten. Der astronomischen Berechnung zufolge liegt sie unter dem 32sten Grade 50 Minuten der Länge, und dem 51sten Grade 55 Minuten der Breite: und in diesem letztern ist sie den Städten Halle, Barby und London gleich, in Absicht auf die Länge aber gleicht sie Braunschweig, Ulm, Genüa und Tünis a).

Zu ihrer Nachbarschaft hat Goslar in Osten die Stadt und Grafschaft Wernigerode, welche drittehalb Meilen von ihr entfernt ist; nach Nordosten Wolfenbüttel und Braunschweig, in einer Entfernung von vier und fünf Meilen; in Norden, etwas nach Westen hin die Stadt Hildesheim, sechs Meilen weit; in Westen die Bergstädte Clausthal und Zellerfeld, zwei kleine Meilen von ihr; in Süden den Rammelsberg, dessen Fuß bis nahe an die Stadt herab geht, und in Südosten liegt der Brocken oder Blocksberg, ohngefehr zwei starke Meilen von ihr entfernt.

Die

Die Höhe der Stadt über der Ostsee beträgt 751. Pariser Fuß. b).

Von Westen nach Osten hat Goslar eine längliche etwas abhängige Lage und vier Thore, als nach Osten das Breite-, nach Norden das Rosen- und das Vitus-Thor, und nach Westen das Claus-Thor. Mit Zugbrücken sind die Thore nicht versehen, aber auf andere Weise sehr gut verwahrt. Den gedoppelten Eingang in jedem Thore, deren jeden ein hoher spitziger Thurm zieret, beschützen auf beiden Seiten runde stark gemauerte Thürme, die so genannten Zwinger, welche drei über einander stehende Batterien in sich schliessen, die vormahls einen jeden feindlichen Angriff genugsam abwehren konnten. Ueber dem ersten Eingange eines jeden Thors ist ein starkes Fallgitter angebracht, mit welchem der Weg im Nothfalle gesperrt werden kann, und auswärts ist eine Nische, in der das Standbild eines Kaisers, mit der Krone auf dem Haupte, dem königlichen Mantel und den Reichs-Insignien angethan, mehrentheils in Lebensgröße stehend oder sitzend aufgestellt ist. Wo aber die Bildsäule einer heiligen Person in der Nische steht; da ist des Kaisers Abbildung zur Seite an den Zwinger angebracht.

Der Stadtgraben ist von genugsamer Tiefe und Breite, und der hohe Wall an einigen Stellen mit Laubholze bewachsen, an dessen Fuße verschiedene starke gemauerte und gewölbte Bastionen herausgehn, in die man durch gewölbte Gänge unter der Stadtmauer

mauer und dem Walle hindurch gelangt. Der ganze Umfang der Stadt ausser dem Graben beträgt 5269. Schritte. Auf dem Walle wurden noch vor Kurzem Hirsche und Rehe geheget, und der Graben wird auch jetzt noch an einigen Stellen zu Fischteichen angewendet. Es gehört zu den ansehnlichen Verbesserungen, welche unserer Stadt seit etlichen Jahren zu Theil geworden sind, daß der Wall bis auf einige wenige Stellen ausgeholzet, zum Theil abgetragen, der Graben mit Erde ausgefüllt und dieser Raum zu fruchtbarem Gartenlande zubereitet ist. Der ganze Umfang wurde ausgemessen, in ganzen und halben Morgen den Bürgern, die das meiste dafür boten, auf Erbenzins ausgethan, welche dann die Arbeit übernahmen, das ihnen zugefallene Theil urbar machten und nun schon die besten Erd- und Baumfrüchte davon erndten. Durch diese wohlthätige Verfügung der Obrigkeit wird nun dieses Erdreich weit besser als vorhin genutzet, den Inhabern dieser Theile ein annehmlicher Vortheil verschafft, und das Einkommen der Stadt-Cämmerei ansehnlich vermehret.

Hinter dem Walle wird die Stadt noch von einer Mauer umgeben, die wegen ihrer Seltenheit einer kurzen Beschreibung nicht unwerth zu seyn scheint. Nach einem geübten Augenmaaße beträgt ihre Höhe an den niedrigsten Orten 30. und an den höchsten 40. bis 45. Fuß, und so erreicht sie beinahe die Höhe der meisten Häuser, ob sie gleich dieselben, wegen der

verschiedenen Anhöhen um die Stadt, vor dem Schuß nicht decken würde: und in der Dicke enthält sie 6 bis 7 Fuß. Die Mauer ist durchgehends mit einem Schieferdache versehen, unter welchem man auf einem Absatze, der ohngefehr 5 Fuß Breite hat, vor dem Regen gedeckt gehen kann. Von da gehen die Schieß-Scharten nach den Wällen heraus, in welche ein Queerholz zum Gebrauche der Doppelhaken eingemauert ist: nach der Stadt her aber ist dieser Gang mit einem hölzernen Geländer versehen, welches an einigen Orten zur Verhütung der Gefahr für die da Wandelnden, auf die Hälfte von unten her mit Brettern zugeschlagen ist. An jedem Thore kann man von der rechten und linken Seite hinauf kommen; ausser diesen Zugängen aber sind auch an mehrern Orten steinerne Stiegen zum Hinaufsteigen angebracht. Weil man von da herab immer trocknes Fußes ziemlich weit in die Stadt sehen kann; so bedienen sich Manche der Stadtmauer zu einem Spaziergange: für einem aber, der leicht schwindlicht wird, hat diese Promenade nicht viel anziehendes. c).

An und auf dieser Mauer waren im Ausgange des vorigen Jahrhunderts noch 182. über sie weit empor ragende kleinere und größere Thürme in verschiedenen Entfernungen zu sehen, die insgesammt eine veränderte Bauart hatten, zum Theil ganz rund waren, zum Theil die Figur eines halben Cirkels, auch wohl eines Vierecks hatten, und zu ihrer Zeit sowohl zur Zierde der Stadt, als auch zur Verthei-

digung

digung derselben und zur Wache aufgeführt waren. Mehrere derselben sind noch vorhanden, unter denen auch einige bewohnt werden, andere hat der Zahn der Zeit in ihren Fugen allmählig zernaget, und ihre Quadern sind zu anderweitigem Gebrauche verwendet worden.

Bei den Unruhen, welche vormahls in Deutschland entstanden, war die Stadt in die Nothwendigkeit gesetzt, auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn: denn von diesen Unruhen blieben auch die hiesigen Grenzen so wenig frei, daß sie sich vielmehr bis unter die Mauren der Stadt herbei zogen. Vornehmlich wurde die Harzburg ein Zankapfel, und blieb es vier Jahrhunderte hindurch; so daß um dieses bevestigten Felsen willen Dörfer zerstöret, fruchtbare Fluren verwüstet, Landleute verjagt wurden. Denn ein Krieg in jenen Zeiten wurde gewöhnlich mit Plündern und Verbrennen der Städte und Dörfer und mit Verheerungen angefangen und fortgeführt. Die Ursachen und Veranlassungen zu diesen Kriegen und Befehdungen, welche hier zu weitläuftig zu erzählen seyn würden, muß man in der vaterländischen Geschichte aufsuchen. Die Harzburg war kaum von Kaiser Heinrich IV. wieder aufgebauet, als die Sachsen, über die Bergschlösser äusserst aufgebracht, den Kaiser selbst im Jahre 1073. darin belagerten, die Burg, aus der er sich heimlich entfernt hatte, eroberten und einen Gräuel der Verwüstung in derselben anrichteten. Goslar hatte

sich mit weiser Vorsicht gegen dergleichen Vorgänge vermittelst ihrer Bevestigungen in Sicherheit gesetzt. Diese wurden auch in so gutem Zustande erhalten, daß die Stadt im Jahre 1180. eine förmliche Belagerung vom Herzoge Heinrich dem Löwen aushalten konnte, der ihr wahrscheinlich den Untergang in den Flammen zugedacht hatte, welchen er hernach der Stadt Nordhausen bereitete. Nachher erneuerten sich die kriegerischen Unruhen in unserer Nähe, als die Braunschweigischen Prinzen über die väterliche Erbschaft im Jahre 1284. in Uneinigkeiten geriethen. Besonders der verwirrte Zustand in Deutschland, als das Reich drei und zwanzig Jahre hindurch ohne Oberhaupt war: der Krieg zwischen Herzog Otto von Braunschweig, und Wernigerode und Hildesheim: die nach dem Geiste damahliger Zeiten gewöhnlichen Räubereien der Adlichen hiesiger Gegend und die daraus erfolgte Belagerung der Harzburg: die nochmahlige im Jahre 1438. vorgenommene, und im Jahre 1484. wiederhohlte Belagerung und Eroberung dieses Schlosses waren für Goslar sehr eindrückliche Erinnerungen, nicht allein an den damahls mächtigen Hanseatischen Bund sich anzuschliessen, sondern auch ihre Thore vor dem Eindringen jeder feindlichen Parthei zu sichern.

Als im vierzehnten Jahrhunderte das Schießpulver erfunden war und die Feuergewehre in Gebrauch kamen; erhielt das gesammte Kriegswesen eine ganz andere Gestalt, und daher mußten auch die

Ver=

Vertheidigungs-Anstalten verändert und vermehret werden. Da entstanden dann auch die runden starken, feuervesten Thürmer oder Zwinger, mit welchen jedes Thor unserer Stadt auf beiden Seiten sowohl von aussen als von innen, so wie verschiedene Ecken der Stadtmauer verwahrt wurden.

In der Folge glaubte man, mit diesen kostbaren Anlagen doch noch nicht genug für die Sicherheit der Stadt gesorgt zu haben. Es ward also an ihrer Nordseite mitten auf dem Walle ein runder Thurm, dessen Mauer 16. Werkschuhe enthält, aufgeführt, der unten eine Batterie für das grobe Geschütz, und darüber zwei für das kleine Gewehr hat. Er heißt der Achtermanns-Thurm, wahrscheinlich von der Familie Achtermann, die vor Zeiten in Goslar sehr in Ansehn gestanden und vermuthlich zur Erbauung dieses Thurms vieles beigetragen hatte. Ihm gerade gegen über auf der Südseite der Stadt kam ein andrer von weiterm Umfange und noch mehrerer Vestigkeit, der sogenannte dicke Zwinger, auf den Wall zu stehn. Er hatte auch drei Batterien in sich, seine Mauer ist 21. Fuß dick, also um ein Drittheil stärker, als die Pariser Bastille war. In beide Thürme geht man in geräumigen Gewölbern unter der Mauer und dem Walle hindurch. Diese Bevestigungs-Werke mußten nun auch mit Geschütz besetzt werden, wofern sie nützen sollten. Daran fehlte es aber vormahls der Stadt auch nicht: e) ihre metallenen und eisernen Kanonen waren zahlreich

 ge-

genug, die sämmtlichen Aussenwerke damit zu besetzen, und die wurden ihnen auch nicht schwer anzuschaffen; weil sie das vornehmste Material dazu, das Kupfer, in dem Rammelsberge reichlich in der Nähe hatten.

Alle diese, zur Sicherheit der Stadt gemachten Anstalten, welche bei ihrer Errichtung sehr große Summen erfodert haben müssen, waren zwar ehedem, als man noch nicht so starken Gebrauch von der Artillerie machte, allerdings von Wichtigkeit, wie solches der Erfolg auch mehrmahl gezeigt hat; allein in unsern Zeiten und bei der heutigen Art, Kriege zu führen, sind sie völlig unnütz. In diesem Betracht ist dann so wie mit den Wällen der Stadt, auch mit diesen beiden letzt gedachten Thürmen seit Kurzem eine nützliche Veränderung vorgenommen worden. Der erstgedachte ist abgebrochen und die Materialien sind zum Vortheil der Stadt-Kasse verkauft worden. Der dicke Zwinger hingegen, der nun das Bürgerhaus heißt, ist zu einem öffentlichen Hause umgeschaffen, und zu einem Versammlungs-Orte zu anständigen Vergnügungen in den Stand gesetzt. Drei Säle über einander, welche durch die erweiterten Oeffnungen der vormahligen Schieß-Scharten erhellet worden, sind geräumig genug, zahlreiche Gesellschaften in sich zu fassen, die sich hier bei allen Arten von Erfrischungen unterhalten können. Zu beiden Seiten des Thurms sind auf der planirten Brustwehre und in den mit Holzung be-

bewachsenen Stadtgräben Spaziergänge angelegt, welche durch die da herum wild wachsende hohe Bäume in Schatten gesetzt werden, und verschiedene Lauben, nebst den, im Stadtgraben befindlichen Teichen machen diesen Ort zu einem sehr angenehmen Aufenthalte. Die Absicht dieser Anlage aber war wohl nicht die Vermehrung des Vergnügens unserer Einwohner zu befördern, sondern vielmehr diejenigen, welche an ihren Ruhetagen in den auswärtigen Wirthshäusern Vergnügen und Erhohlung von ihrer Arbeit suchen, an die Stadt zu halten, um das Geld, welches sie dort verzehren würden, ihren Mitbürgern zu zu wenden.

Anmerkungen.

a) Jo. Conr. Trumphii Differt. De aëre, aquis et locis Goslariensibus, pag. 31.

b) So hat der gelehrte und arbeitsame Herzoglich-Gothaische Berg-Commissarius Herr Rosenthal, diese Höhe berechnet, in der Abhandlung über den Gang des Schwere- und Wärmemaaßes, der Jahrszeiten und des botanischen Klima der merkwürdigsten Oerter auf dem Harze, und der umliegenden Gegend, im Hannöverischen Magazine vom Jahre 1787. im 92sten Stücke S. 1459. Um diese Lage der Stadt Goslar mit der Lage einiger anderer Städte vergleichen zu können, so beträgt nach dieser Berechnung die Höhe über der Ostsee von Hannover 243, von Wernigerode 317, von Göttingen 527, von Osterode 627, von Claus-

Clausthal 1740, von Andreasberg 1817, und dem Brocken 3489. Pariser Fuß.

c) Ueber diese Mauer soll, wenn der Schnee in den Harzwäldern schnell aufthauet, das Wasser in großer Menge herüber und in die Stadt hinein stürzen. So sagt uns die Hamburgische Monatsschrift im 1. und 2ten Stück vom Jahre 1791. eine Neuigkeit, die hernach der Herr von Heß in seinen Durchflügen wiederhohlt, von der, dem Himmel sey Dank! bisher noch kein Sterblicher in Goslar selbst das geringste gewußt hat. Man denke sich eine Wasserfluth, die so hoch daher geht, daß sie über eine Mauer von 30 bis einige 40 Fuß Höhe, herüber stürzt!!! Wehe Goslars Einwohnern alsdann, wenn sie nicht eine Menge Kähne und Böthe zur Hand hätten, in welche sie sich mit ihren Habseligkeiten retten, und um die Spitzen ihrer Thürme so lange herum schiffen könnten, bis die Flut wieder abgelaufen wäre! Was für unerhörte und erstaunliche Dinge wird man nicht noch in den Reisebeschreibungen lesen!

d) Der vom Kaiser Ludewig V. der Stadt im Jahre 1331. verliehene Gnadenbrief, der sich zum Theil auf diese Unruhen bezieht, fängt sich mit den Worten an: „Ludewicus DEI gratia Romanorum Imperator Semper Augustus prudentibus viris Consulibus Communitati et universis incolis civitatis et Districtus Goslariensis, suis et Imperii fidelibus dilectis gratiam suam et omne bonum, frequens et assidua clamosa insinuatio nostre defertur auribus majestatis, quod vos in medio malignorum latrunculorum positi sustinetis tam in personis, quam in rebus quotidianas injurias, violentias et rapinas de iisdem.“ Und in der

Folge heißt es daselbst weiter: — „invadunt violenter vos et veſtros manu armata, non judicis autoritate ſed propria temeritate non ſolum in rebus verum etiam in perſonis." cet. In Joh. Heinr. Michaelis Nachricht aus der Geſchichte und Urkunden vom Heerſchildts-Rechte u. ſ. w. Peina 1766.

e) Eine alte Nachricht erwähnt eines ungeheuer großen Geſchützes, welches die Reumetaſche genennet worden und 263. Centner gewogen hat. Die Stadt hat es im Jahre 1515. noch in Beſitz gehabt, aber nebſt der übrigen Artillerie in den ihr hernach widerfahrnen widrigen Ereigniſſen allmählig eingebüßt. Im ſiebenjährigen Kriege war ihr noch eine Anzahl Kanonen von verſchiedenem Calibre übrig, die wurden von den Alliirten abgehohlt, damit ſie der Gegenparthei nicht zu Theil werden mögten, und ſind nach dem Frieden gegen eine billige Vergütung an Braunſchweig überlaſſen worden.

Das dritte Kapitel.

Gegenwärtige innere Einrichtung der Stadt.

Weil Goslar nicht nach einem beſtimmten Plan, ſo wie einige aus ihren Ruinen hervor gegangene Städte in Deutſchland, oder die ganz neuen im nordchen Amerika erbaueten, angelegt, ſondern zu verſchiedenen Zeiten gebauet, auch nach und nach mehrmahl erweitert worden iſt; ſo läßt ſich daher ſchon vermuthen, daß die Straßen nicht alle regelmäßig

gerade noch auch durchgehends geräumig genug seyn werden: und so findet sichs dann auch. Die Hauptstraßen gehn fast alle von Westen nach Osten herab, und haben größten Theils auch hinlängliche Breite; allein sie machen verschiedene Krümmungen, und einige Häuser sind auch etwas weiter heraus gerückt, als die andern. Von den Nebengassen hingegen, welche die Communication mit jenen unterhalten, sind einige etwas sehr enge. Auf den mehresten allmählig abwärts gehenden Straßen fließt ein kleines Wasser in der Breite einer Wagenspur, in welches zwei breite empor ragende Quadersteine einander gegen über eingesetzt sind, daß die Gehenden mit Bequemlichkeit da herüber schreiten können, und die Fuhrwerke doch auch in ihrem Fortkommen dadurch nicht aufgehalten werden. Dieses fällt einigen Auswärtigen auf, und fremde Damen sind gemeiniglich vor dem Fallen bange, wenn sie über diese Steine von einer Seite der Gasse auf die andere schreiten sollen. Inzwischen hat zur Erhaltung der Reinlichkeit der Stadt, und daß bei einer entstehenden Feuers-Gefahr Wasser genug in der Nähe ist, diese alte Einrichtung ihren unverkennbaren Nutzen.

Ausser dem Markte, der mitten in der Stadt liegt und die Figur eines geraden Vierecks macht, und dem nicht weit davon entfernten Schuhhofe, der auch als ein Markt gebraucht wird, auf den aber kein Fuhrwerk kommen kann, sind keine öffentliche Plätze in der Stadt.

Die

Die Häuser sind größten Theils zwei, einige drei und vier Stockwerke hoch, und ihre Giebel gehn nicht nach der Gasse heraus, sondern stoßen insgesammt mit ihrer Nachbaren Giebeln zusammen. Sie haben sehr tiefe und trockne gewölbte Keller von ungemeiner Vestigkeit. Von der Dauerhaftigkeit der hiesigen Gewölbe, und wie vest unsere Alten ihre Mauerwerke zu verfertigen gewußt, geben noch einige wüste liegende Stellen von dem Jahre 1728. deutliche Beweise. Ueber diese, seit dem aller Witterung ausgestellten, Gewölbe wird gegangen und gefahren, und auf einigen derselben sind sogar Gärten angelegt, ohne daß ihr Einsturz erfolgt ist.

Die ganz alten Häuser machen aber mit den neueren einen starken Contrast. Jene sind größten Theils massiv, mit einem hohen gewölbten Eingange, der zugleich auch zur Einfahrt weit genug ist, und mit sehr geräumigen Hausfluren (Hausdeelen) versehen, aber so wenig nach dem Innern als dem Aeussern symmetrisch angelegt: ihr inwendiger Raum hätte auch zu weit mehrern Zimmern und größerer Bequemlichkeit genutzt werden können. Nach Verhältniß ihrer Größe haben sie sehr hohe, mit Schiefersteinen belegte Dächer, unter denen vier bis fünf Böden befindlich sind, um zu dem Bereiten und Aufbewahren des Malzes und des zum Brauen angeschafften Weizens Raum zu haben. Es versteht sich, daß hier nicht von allen Häusern ohne Ausnahme die Rede ist, und daß auch, besonders in den

Ne-

Nebengassen, kleinere und engere Häuser befindlich sind. Hinter jedem Hause (einige wenige ausgenommen) findet sich ein demselben angemessener Hofraum, und bei vielen auch ein solcher Garte.

Ein oder ander Reisender, der Goslar mit seinem Besuche beehrt hat, ist der Meinung, daß die Schieferdächer der Stadt ein finsteres und melancholisches Ansehn geben. Ohne nun über Jemandes richtigen Geschmack oder Gemüthsstimmung ein Urtheil uns anzumaaßen, so kennen wir wiederum Andere, die es nicht begreifen, wie ein vor Alter schwärzlich gewordenes Ziegeldach mehr Heiterkeit einflößen könne, als ein bejahrtes graues Dach von Schiefer. a). Einigen wenigstens, denen Niemand einen unverdorbenen Geschmack absprechen wird, ist der Anblick eines blauen Schieferdaches so wenig widrig, daß sie vielmehr etwas sehr angenehmes daran finden. b). So viel ist gewiß, daß ein Schieferdach in seiner ersten Anlage weit kostbarer fällt, als eines von Ziegeln; dagegen aber ist jenes auch weit dauerhafter, und gegen Regen und Schneegestöber weit dichter und vester, als dieses, und bedarf in den nächsten funfzig Jahren keiner Reparatur.

Die neuern Häuser — und dahin rechnen wir die, welche in dem gegenwärtigen Jahrhunderte, oder kurz vor demselben errichtet sind — haben ihr Daseyn zum Theil der Willkühr und den guten Vermögens-Umständen ihrer Besitzer zu verdanken: zum

Theil

Theil sind sie aus Nothwendigkeit errichtet, nachdem die vorigen Wohnungen durch die Länge der Zeit unhaltbar geworden und den Einstnrz droheten, oder durch eine Feuersbrunst vernichtet waren. Ein Unglück dieser letztern Art hat Goslar in einem Menschen-Alter leider zweimahl erfahren. Im Jahre 1728. betraf den untern Theil der Stadt der Unfall, daß 186. Wohnhäuser, die Neben- und Hintergebäude ungerechnet, in die Asche gelegt wurden. c).

Eine weit größere Verheerung durch die Flammen entstand im Jahre 1780. in welcher beinahe gedoppelt so viele, nemlich 218. Wohnhäuser, die Seiten- und Hintergebäude nicht mit gezählt, vom Feuer verzehrt wurden. Man thut den Bürgern in Goslar Unrecht, wenn man sie beschuldigt, daß sie zur Rettung ihrer Häuser nicht alles, was menschliche Kräfte vermogten, gethan hätten, und nur auf die Erhaltung ihrer beweglichen Güter bedacht gewesen wären; weil ihre Häuser in der Braunschweigischen Brand-Versicherungs-Kasse eingeschrieben waren. Denn zu geschweigen, daß nicht ein einziges Haus um den Preis, den jene Kasse dafür versichert hatte, und nach welchem der jährliche Beitrag zu jedem Brandschaden im Braunschweigischen Lande bezahlt wurde, in seiner vorigen Höhe und Weite wieder aufgeführt werden konnte, so ist nichts geschehen und nichts unterlassen, was einen solchen Verdacht irgends rechtfertigen könnte. Wer ein Augenzeuge von diesem unglücklichen Vorgange gewe-

gewesen, und denselben von seinem Anfange bis ans Ende beobachtet hat, der wird die, durch den Verlust ihres Vermögens schon genugsam betrübten Einwohner durch diese Vermuthung nicht noch mehr kränken. Nur einige wenige Umstände dürfen angeführt werden, um unsere Bürger jener kränkenden Aufbürdung bei allen unbefangenen Gemüthern gänzlich zu entledigen. Es war um eilf Uhr in der Nacht nach dem 22sten März, da Jeder in dem ersten Schlafe lag, als das Feuer, man weiß nicht eigentlich, durch welche Veranlassung, in der nördlichen Gegend der Stadt plötzlich ausbrach. Diese Gegend war ganz gut bebauet, aber desto weniger stark bewohnt. In dem einen geräumigen Hause wohnte eine Witwe nebst ihren drei kleinen Kindern: neben dieser Niemand als eine einzelne Person in einem eben so großen Hause: darunter ein Mann nebst seinem betagten Vater und einer Magd: und denen gegen über zwei einzelne Frauenzimmer, deren Nachbarschaft aus eben so einzelnen Personen bestand. Diese, durch den Schein und das Krachen der Flammen aufgeschreckt, bemüheten sich aus allen Kräften, ihre schlafenden Nachbaren durch ihr Zetergeschrei, so wie die Nachtwächter und die Sturmglocken die sämmtlichen Einwohner wach zu machen. Als die aber herbei eilten, standen schon zwei große Häuser in lichten Flammen. Denn das allerschrecklichste bei diesem Unglücke war ein Sturmwind, der anfänglich aus Westen, bald hernach aber aus Nordwest mit solcher Heftigkeit tobte, daß er hin und

wieder

wieder Bäume mit der Wurzel aus der Erde riß, der dann die fürchterliche Glut mit einer unwiderstehlichen Gewalt vor sich her drängte, und mit unglaublicher Geschwindigkeit auf den Seiten verbreitete. Durch diesen Sturmwind wurden dann auch nicht nur die Flammen von den brennenden Gebäuden auf die gegen über stehenden Häuser hinüber gebogen, daß sie solche in ihren Spitzen anzündeten, sondern auch eine Menge glühender Kohlen und brennender Holzstücken in der Stadt umher gestreuet: und ehe noch der Tag anbrach, standen schon ganze Straßen nebst den an sie grenzenden Nebengassen in vollem Feuer. In dieser schrecklichen Lage konnten die besten Löschungs-Anstalten, die nach der hiesigen Feuer-Ordnung unter Anordnung der Magistrats-Personen vorgekehrt wurden, die Wirkung unmöglich thun, die man in andern ähnlichen Fällen von ihnen erwarten konnte, und mehrmahl bereits erfahren hatte; weil die arbeitende Mannschaft, so wie die Maschienen und Werkzeuge zur Löschung sich zu weit vertheilen mußten. Von aussen her wurde uns zwar der menschenfreundlichste und thätigste Beistand geleistet. Die sämmtlichen Bergstädte sendeten eine zahlreiche Mannschaft rüstiger Bergleute, die von den Herren Berghauptmännern selbst angewiesen, und wenn ihre Kräfte von der Arbeit erschöpft waren, durch andere abgelöset wurden: aus dem Braunschweigischen und Hildesheimischen eilten von den Aemtern, Klöstern und Dörfern Menschen mit Feuerspritzen, Pferden und Wagen uns zu Hülfe;

allein

allein durch alle diese Anstrengung menschlicher Kräfte konnte dennoch der schrecklichen Verheerung nicht eher Einhalt geschehen, bis der Sturmwind zu wüten aufhörte. Dieses Unglück, und ein ähnlicher Brand, der etliche Wochen nachher die Stadt Gera, hernach Neu-Ruppin, und im 1792sten Jahre Stargardt in die Asche legte, giebt uns einen überzeugenden Beweis, daß Menschen, die sich in einen Kampf mit zwei Elementen einlassen, welche mit vereinigter Gewalt zu ihrem Verderben wirken, einen vollkommenen Sieg sich nicht versprechen dürfen, sondern nur zufrieden seyn mögen, wenn sie ihr Leben, und höchstens einen geringen Theil ihres Eigenthums dem schnellen Untergange entreissen können.

Die allermeisten, nach diesen beiden Einäscherungen erbaueten Häuser, sind nun zwar nicht massiv, aber doch nach regelmäßigen von geschickten Architekten verfertigten Rissen und nach einer gefälligen Symmetrie, größten Theils schön und für ihre Bewohner bequem aufgeführt. d). Sie alle haben auch das Vorzügliche, daß ihre Fußböden nicht mit Gips, sondern mit Dielen belegt sind: daher sie die Kälte nicht bei sich führen, die dem Gipse eigen ist, und die Fußdecken völlig entbehrlich machen. Die bemittelten Bürger haben die Wände ihrer Wohn- und Besuchs-Zimmer mit Tapeten bekleiden lassen. Viele dieser Häuser sind auch so geräumig, daß sie von mehrern Fami-

Familien ohne Abbruch einiger Bequemlichkeit bewohnt werden können.

Unter den großen öffentlichen Gebäuden ist das erste das an der Westseite des Marktes belegene Rathhaus, welches diese ganze Seite des Marktes einschließt, ein ganz massives nach dem Geschmack des zwölften Jahrhunderts errichtetes und von allen Seiten frei stehendes Gebäude. Der Kaiser Lothar soll es in seinen letzten Lebensjahren aufgeführt haben. Die Vorderseite ruhet auf acht gewölbten Bogen, innerhalb welchen die Hauptwache befindlich ist. Ein geräumiger Saal geht vor den Zimmern her, in welchen die Collegia sich versammlen, und diese Zimmer haben auch den ihrer Bestimmung gemäßen Raum. In der Raths-Stube kommen beide Räthe, so wie der engere Rath zusammen: neben der ist die Stube für den Gemeinen Rath, oder die Versammlung der Freunde von Gilden und Gemeinden: die Canzlei, in der die Secretarien die Protocolle ausfertigen: ferner die Wiethstube, in der das Untergericht gehalten wird, und die Tafelstube oder Cämmerei, in welche die Einkünfte der Stadt eingehn, und wo auch die Ausgaben geschehen. Ueber diesen Zimmern ist das Archiv, und die so genannte Rustkammer, wo vormahls die Waffen aufbehalten wurden. Ganz oben im Dache befindet sich ein Gefängniß, den Ungehorsam der Bürger zu bestrafen. An der Südseite des Rathhauses unten an der Treppe ist ein Zimmer, das vor Zeiten

zu einer Capelle diente, gegenwärtig aber zur Holz-remise angewendet wird: dem gegen über an der Nordseite des Rathhauses ist der Weinkeller.

Nicht weniger gehört das Haus der Worth-Gilde unter die großen Gebäude der Stadt. Es liegt am Markte, und macht mit dem Rathhause nach Süden einen rechten Winkel, ist durchgehends massiv gebauet, und wird an dieser Seite von sieben gewölbten Bogen getragen, unter welchen der gewöhnliche Eingang sich findet. Das Haus enthält verschiedene geräumige Zimmer, und gibt dem Markte ein vorzüglich schönes Ansehn. Daß es in vorigen Zeiten ein Schloß der deutschen Könige gewesen, wie eine alte Tradition besagt, von denen es die Worth-Gilde zum Geschenk erhalten, ist nicht unwahrscheinlich: wenigstens läßt der weite Umfang des Gebäudes so etwas vermuthen. An der Fronte dieses Hauses in den Zwischenräumen der Fenster stehn acht Standbilder der Kaiser in Lebensgröße in Harnisch gekleidet und den Reichsapfel in der Hand haltend, die von der Witterung unbeschädigt erhalten werden. Ueber denselben geht ein spitzer Thurm in die Höhe, der mit einem kupfernen übergoldeten Adler geziert ist.

Zu diesen können wir auch den, von dem vormahligen Kaiserlichen Pallaste übrig gebliebenen Flügel am südlichen Ende der Stadt rechnen, der

jetzt zu einem Korn-Magazin und zur Aufbewahrung anderer Erfordernisse angewendet wird.

Endlich gehört unter die hiesigen vorzüglichen Gebäude das so genannte Zehndhaus am nordwestlichen Ende der Stadt, das dem höchsten Braunschweig-Lüneburgischen Gesammt-Hause zusteht, und in welchem das Königliche und Fürstliche Communion-Berg- und Forstamt, e) so wie die Conferenzen beider Höfe gehalten werden. Vormahls lag dasselbe ausser der Stadt und gehörte dem benachbarten Kloster Riechenberg, von dem es an den Herzog Julius zu Braunschweig kam, der eine Münze darin anlegte. Viele unserer alten Einwohner nennen es deswegen noch immer die Münze, obgleich in vielen Jahren kein Geld in demselben geschlagen ist. Nur wenige Schritte davon ist das Vitus-Thor, und der höchsten Wahrscheinlichkeit nach hat in diesem Hause oder an seiner Stelle die Vitus-Kapelle gestanden, welche, sichern Urkunden zufolge, in Goslar gewesen, und deren eigentlicher Stand-Ort sich so ganz verlohren hat, daß ihr Name nur noch in den Geschichtbüchern zu finden ist. f). Gegenwärtig ist das Haus zur Wohnung des zeitigen Zehndners eingerichtet, wobei noch Raum genug vorhanden ist, daß die Deputirten von beiden vorgedachten Höfen bei ihrem hiesigen Aufenthalte ihre Bequemlichkeit finden. g).

Anmerkungen.

a) Der Herr von Heß, Verfasser des Aufsatzes in der Hamburgischen Monaths-Schrift vom Jahre 1791. und der Durchflüge durch Deutschland ꝛc. hat die Schiefersteine auf den Häusern für schwarz gefärbte Schindeln angesehen!! Ob es wohl irgendwo schwarze Schindeldächer geben mag? Oder wenn sie gar von Ebenholz wären —?!

b) Der Herr Berg-Rath Gatterer hegt von den Schieferdächern so gar die Meinung, daß sie in Feuers-Gefahren sehr schädlich wären, und glaubt, daß „Goslar deren Schädlichkeit durch das Zer„springen und Zünden bei Feuersbrünsten mehrere „mahle, besonders in dem Jahre 1728. und 1780. „zu ihrem größten Nachtheile erfahren habe. „Denn im erstgenannten Jahre zündeten," wie er sagt, „die glühend umher gesprengten Schiefer in „einer Entfernung von einigen hundert Schritten „das Schilf im Stadtgraben an."

In D. Christoph Wilh. Jacob Gatterers Anleitung, den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen. Th. IV. §. 17.

Wie sehr leicht eine ungeprüft und aus Uebereilung angenommene Meinung von einem Vorurtheil zu dem andern führen kann, davon giebt der Herr Berg-Rath, der doch selbst Physiker und Mineraloge ist, in diesem Urtheile über die Schiefersteine einen auffallenden Beweis. Es ist an dem, daß die beiden von Ihm genannten Jahre in unserer Stadt traurige Denkmahle von schrecklichen Verheerungen hinterlassen haben; allein zu diesem Unglück haben die Schiefersteine auf den Dächern nichts mehr und nichts weniger beigetra-

gen

gen, als die Mauersteine, die in dem Fundamenten und den Wänden der Häuser steckten. Wer sich von dem Grunde oder Ungrunde dieser Sache überzeugen will, der beliebe nur erstlich zu bemerken, daß jeder Schieferstein auf dem Dache mit zwei oder drei dünnen Nägeln, die eigentlich zu diesem Endzweck geschmiedet worden und deswegen Schiefernägel heissen, auf Dielen, oder auch nur auf Latten bevestigt sind. Wie stark muß die Glut in einem Hause schon seyn, wenn diese Dachsteine davon durchglühet werden sollen? Wo werden aber die Dielen oder die Latten schon geblieben seyn, ehe die auf ihnen genagelten Steine glühend werden konnten? Es ist unbegreiflich, daß solche ausgetrocknete Holz-Theile, als Dielen oder Latten, nicht eher von der Flamme verzehrt werden und die auf ihnen liegende Steine herab fallen sollten, als sie durchglühet werden können. Die Kohlen hingegen waren es, und die brennenden Holzstücken, welche die Feuersbrunst, die in einem Gebäude ihre ganze Macht ausübt, mit großer Gewalt, wie in einer Explosion, heraus wirft, und die vom Sturmwinde ergriffen und weit umher gestreuet wurden, die waren es, welche die Verbreitung der Flamme so gewaltsam beförderten, wie dieses noch im Jahre 1780. viele unserer Bürger mit Schrecken und zu ihrem größten Schaden wahrgenommen haben. Man weiß zwar, daß ein Dachschiefer, der lange genug im starken Feuer gelegen, zerspringt, und daß seine Splittern auch wohl umher fliegen; allein das Umherfliegen kann denn doch zuverlässig nur auf wenige Fuß geschehen: und ihr Zersplittern erfolgt auch schon, wenn sie einen gewissen Grad von Hitze erlangt haben, und weit eher, als sie glühend werden können. Gesetzt aber, daß einige Dachschiefer gerade auf

den Sparren bevestigt wären, und das Feuer länger, als die auf den Dielen oder Latten genagelten, aushalten könnten; so würden die dennoch bei ihrem Zerspringen gar keinen Schaden anrichten. Bei einem Hause, dessen Sparren schon brennen, kommen einige wenige Splitter gar nicht in Betrachtung, wie ein Jeder bemerkt haben wird, der bei einer Feuersbrunst ein Augenzeuge war. Ganz physikalisch unmöglich ist aber zweitens, daß das Schilf in dem Stadtgraben im Jahre 1728., dessen der Herr Berg-Rath gedenkt, von einem glühenden Schiefersteine angezündet worden. „Es war,“ so sagt die gedruckte Relation von der ganz erschrecklichen Feuersbrunst, welche in der Kaiserlichen Freien und des heil. Römischen Reichs-Stadt Goslar in der Nacht zwischen den 27. und dem 28. April 1728. um 1 Uhr plötzlich entstanden u. s. w. S. 5. „Es „war ein brennender Klumpen“, also kein Schieferstein; denn den hat wohl Niemand je brennen noch weniger brennend durch die Luft fliegen und zwar einige hundert Schritte! — fliegen gesehen, „welcher das im Graben vorhandene „Rohr entzündet und einen ganzen District, sogar „aus dem morastigen Grunde durchaus weggebrannt.“ Daß aber der Speck, wenn er von einer mächtigen Flamme ergriffen wird, in die Höhe fliegt, mit einer knisternden und sprudelnden Flamme so lange fort brennt, bis seine ganze Masse verzehrt ist, in einer weiten Entfernung niederfallen und die brennbaren Dinge um sich her anzünden kann, ist eine bekannte Sache. Weil nun unsere Einwohner fast durchgehends mit einem Vorrath von Speck ihren Haushalt auf den Winter zu versorgen pflegen; so ist man, durch

die

die Erfahrung gewarnet, bei einer Feuersgefahr zuerst darauf bedacht, daß die Speckseiten aus den Schornsteinen oder Vorraths-Kammern weggenommen und vor dem Anbrennen in Sicherheit gebracht werden. Ein solcher brennender Klumpen Speck ist es nach der höchsten Wahrscheinlichkeit gewesen, den man vor dem Anzünden nicht hat wegschaffen können, und der jenesmahl das Schilf in den Stadtgraben aus dem nassen und morastigen Grunde weggebrannt hat. Ein glühender Stein, wenn er auch hätte fliegen können, würde da natürlicher Weise zu Grunde gefallen und vom Wasser oder dem Moraste sehr bald ausgelöscht worden seyn, wo der Speck, vermöge seiner Fettigkeit, hat oben schwimmen und noch lange mit einer Flamme fortbrennen können. Eine ähnliche Erscheinung hatten wir hier bei einem ähnlichen Unglück im Jahre 1780., wo ein solcher brennender Klumpen aus den in lichten Flammen stehenden Häusern wie im Bogenschuß herausflog und auf einen in der Stadtmauer stehenden Thurm fiel, der dann auch bis auf den Grund abbrannte. „Eben dieser Gefährlichkeit wegen," fährt der Herr Berg-Rath in dem 18ten §. fort, „ist so„wohl auf dem Oberharze als zu Goslar ein sehr „nöthiger Befehl gegeben worden, daß man bei „neu aufgebaueten Häusern die Dächer weder aus „hölzernen Schindeln, noch aus Schiefern, son„dern aus gebrannten Thonziegeln machen soll, und „daher kommts auch, daß man in beiden Gegen„den jetzt mehrere solcher Dächer antrifft."

Was auf dem Harze in diesem Betracht befohlen worden, ist mir nicht bekannt. Bei uns kam zwar nach dem letztern unglücklichen Brande eine Verordnung heraus, vermöge welcher die wieder aufzubauenden Häuser mit Ziegeln gedeckt werden

sollten; allein die hatte nicht eine vermeinte Schädlichkeit der Schiefersteine, sondern vielmehr den Mangel derselben zum Grunde, und weil diese Steine sobald und in solcher Menge nicht angeschafft werden konnten, als sie von den Bürgern verlangt wurden. Es werden vielmehr nach wie vor mit Vorwissen und Einwilligung des Magistrats Tag vor Tag, so lange die Winter-Witterung es nicht verhindert, auf der, der Stadt, so wie in denen, einzelnen Bürgern gehörenden Schiefergruben die Steine gebrochen und gespalten, wozu allein auf der ersten sechs bis acht Männer angestellt sind, die aus der Stadt-Kasse gelohnt werden, und jeder Bürger kan von diesem Product so viel erhalten, als er bedarf. Schindeln hat man nie auf einem Hause in Goslar gesehen. Daß endlich auch nach dem letztern schrecklichen Brande viele neue Häuser mit gebrannten Ziegeln gedeckt wurden, daß geschahe darum, daß ein Jeder eilte, wieder in seinem Eigenthume zu seyn: und weil Viele keine Schiefer erhalten konnten; so waren sie genöthigt, von den Ziegelbrennereien aus der Nähe und Ferne die rothen Steine auf ihre neu errichteten Gebäude zusammen zu kaufen. Einige Besitzer dieser Gebäude haben auch die Ziegeln nachher wieder abhängen und statt ihrer die ganz unschädlichen Schiefern auf ihre Dächer legen lassen.

Man hat sich mit Fleiß bei der Widerlegung jener ungegründeten Meinung etwas aufgehalten, um die Stadt Goslar gegen einen übeln Ruf zu sichern, in welchem sie durch dieses Vorurtheil gesetzt werden könnte.

e) Eine gedruckte Relation von dieser erschrecklichen Feuersbrunst, die wir im

Vor-

Vorhergehenden angeführt haben, ist in demselbigen Jahre in Goslar heraus gekommen.

d) Es muß daher eine besondere Meinung von jenem Reisenden erwecken, und von seinem Aufenthalte, den er in Goslar genommen haben will, der in des Herrn Bernoulli Sammlung kurzer Reisebeschreibungen B. V. S. 202. von Goslar erzählen konnte: „Die meisten Häuser „sind von Holz und Leim erbauet." — Es giebt nicht leicht eine Stadt, selbst nicht eine, an deren Verschönerung die Landesherren Tonnen Goldes verwenden, wo nicht in den abgelegendsten Gegenden noch ein schlechtes oder elendes Haus stehen sollte. Auch Cassel hat noch Häuser, die gegen die vielen schönen Gebäude sehr ausfallen, so wie das verschönerte Hannover noch sein Wolfshorn hat. Was für Beifall kann aber Jemand fodern, der aus einem entlegenen Winkel den Zustand einer ganzen Stadt angeben will? Für die Glaubwürdigkeit dieser Sammlung ist es in der That nicht sehr vortheilhaft, daß der Herr Herausgeber derselben bei seinen Aufsätzen nicht eine etwas strengere Wahl angestellt, und die Treue oder den Beobachtungs-Geist eines ungenannten Einsenders nicht ernstlicher geprüft hat. In eben diesem Aufsatze kommen mehrere offenbare Unrichtigkeiten vor, da doch der berühmte Mann in dem zweiten Bande dieser Sammlung die Nachricht eines allgemein verehrten Philosophen liefert, der unsere Stadt auch besucht hat, und dessen Urtheil, das weiter unten angeführet werden wird, von unendlich größerm Gewicht ist, und ganz anders, als jenes ausfällt.

e) Das Königliche Haus von Großbrittannien als Herzog von Braunschweig-Lüneburg, besitzt mit

dem Fürstlichen Hause Braunschweig = Lüneburg das Bergwerk am Rammelsberge gemeinschaftlich, und der Kürze wegen, wird alles, was dahin gehört, die Communion genennet.

f) Als der römische Clerus noch den Engeln die Bemühung aufbürden durfte, ein Fläschchen mit Oel zur Salbung der französischen Könige vom Himmel herab nach Rheims zu bringen, da haben sie auch den Körper des heiligen Vitus von Paris weggeholt, weil er vermuthlich da nicht recht gut verwahret war, und ihm nach Corvey getragen, wo er in der Vitus = Capelle begraben worden. Das läßt sich nun wohl hören. Nur das ist ein böser Umstand, daß in der Abtei Corvey und zu Holdesleben in Thüringen, und in wenigstens noch acht andern Oertern und Klöstern der heilige Vitus verwahrlich aufbehalten wird. Wer alle diese Behauptungen mit einander vereinigen könnte, so daß eine jede derselben Recht behielte, der würde sich um die fromme Legende sehr verdient machen. Da wir inzwischen weder Beruf noch Vermögen bei uns fühlen zur Aufklärung dieser Sache etwas beizutragen; so lassen wir es dahin gestellt seyn, wo des heiligen Mannes Körper eigentlich ruhe. So viel aber läßt sich mit aller Sicherheit behaupten, daß eine, dem Andenken dieses Heiligen geweihete Capelle in dieser Gegend gestanden habe, die nicht mehr vorhanden ist. Heineccii Antiq. Gosl. L. II. p. 182. et L. IV. p. 365.

g) Von der vormahligen Münzstädte, welche Herzog Julius in diesem Hause angelegt hatte, sind unter andern noch harte Thaler von einem zweifachen Stempel übrig, welche beide die Umschrift führen: Julius D. G. Dux Brun. et Lun. N. R. M.

A.

A. D. J. auf der Rückseite aber ein gezäumtes springendes Roß, mit der Jahrzahl 1588. haben, hinter demselben den so genannten wilden Mann, mit einem Lichte in der Hand, der ein Stundenglas, mit einem Todtenkopfe darauf, zur Seite hat. Auf dieser Seite ist die Umschrift: Aliis inserviendo consumor. Goslariae. Um dem Rosse her finden sich die Buchstaben: W. H. D. A. L. V. B. D. S. S. N. R. V. K. W. die man so entziffert hat:

Was Helfen Dem Auge Leuchter Vnd Brill,
Der Sich Selbst Nicht Rathen Vnd Kennen Will.

Allein auf dem andern Thaler stehen folgende Buchstaben: W. H. D. A. E. V. R. D. S. S. N. R. V. K. W. und was der Herzog damit sagen wollen, das ist bis jetzt ein Räthsel. Diese Münzen mögen es seyn, die einen gewissen Schriftsteller verleitet haben, zu sagen: Die Stadt Goslar gehört ungezweifelt dem Herzog zu Braunschweig.

Das vierte Kapitel.

Von den Wassern der Stadt Goslar.

Den Genuß eines ganz reinen, frischen und gesunden Quellwassers zählen wir mit Recht unter die größten Annehmlichkeiten des Lebens, und mit diesem Geschenk hat die gütige Vorsehung unsere Stadt auf mehr als eine Art reichlich versorget. Dieß scheint mir schon ein starker Ersatz dessen zu seyn, was an andern Orten die Kunst angenehmes und

schö-

schönes hervorgebracht hat, und von welchem Goslar manches entbehret.

Das stärkste dieser Wasser ist der so genannte Abzug, (die Abzucht, wie es hier heißt) ein mässiger Strohm, der in Südwesten hinter dem Rammelsberge hervor kommt, und unter der Einfahrt der Erzgruben hinfließt. Hier leistet er die wichtigsten Dienste, indem er die zum Bergbau vorgerichteten künstlichen Maschinenwerke in Bewegung setzt, wodurch der Gebrauch der Pferde entbehrlich wird, die vormahls in den Geipeln giengen, um die Erze zu Tage zu fördern, und das Holz nebst andern Nothwendigkeiten in den Schachten herab zu lassen. Von da nähert sich der Strohm dem Clausthore, wird an der Westseite in die Stadt unter dem Walle und der Mauer hindurch geleitet, und ergießt sich, nachdem er in einem gemauerten Kanale sie beinahe bis an ihr östliches Ende durchflossen, und auf seiner Bahn verschiedene Mühlen in Bewegung gesetzt, unter der Stadtmauer hindurch in einen andern Kanal auf die nahe am Breiten-Thore belegene Sägemühle und mehrere andere Mühlenwerke, bis er von der Oker aufgenommen wird. Dieß Wasser ist nicht rein genug, daß es zum Trinken und Kochen angewendet werden könnte; dem ohngeachtet ist es sehr brauchbar. Die Einwohner benutzen es nicht nur auf ihren Mehl- Oel- und Lohe-Mühlen; sondern auch für die Reinlichkeit der Stadt ist es unentbehrlich, und bei Feuersgefahren kan, indem

ein

ein Geschütte niedergelassen wird, dem Strohm ein Ausgang zur Seite verschafft werden, der das Wasser auf den von Natur abhängigen Boden mitten in die Stadt führt. Bei einem schnellen Aufthauen des Schnees und anhaltenden starken Regengüssen schwillt der Strohm zwar zuweilen an und tritt an einigen Stellen auch wohl über seine Ufer: Beschädigung kann er aber nicht anrichten; weil auf dem schrägen Boden das Wasser sich gar nicht anhäufen kan.

Ein kleinerer Strohm ist die berühmte Gose, von der das hier gebrauete Bier und die Stadt selbst den Namen hat. Sie entspringt etwa zwei Meilen von der Stadt in dem westlichen Harzwalde, und wird, nachdem sie unterweges einige Mühlen umgetrieben, an dem Fuße eines Schieferfelsen unter einem Gewölbe in den Stadtgraben geführt, und von da in einem gewölbten Kanale unter dem Walle und der Stadtmauer hindurch den Einwohnern zugeleitet. In der Stadt fließt sie offen, in einem gemauerten Kanal eingezwängt größten Theils an dem Abzuge herab, mit welchem sie sich am Ende der Stadt vereiniget. Die Gose ist ein wahrer Segen für Goslar. Ihr Wasser ist hell, wohlschmeckend, leicht zu verdauen, ohne alle Mischung von Erden- oder Kalch-Theilen, und daher zu jedem Genuß gesund. Wenn in vielen andern Gegenden der Theekessel bei fortgesetztem Gebrauch von dem sich darin ansetzenden Kalchstein immer schwerer wird, und nach wenigen Monathen ausgeklopft werden muß,

wofern die Röhre von dem Kalchsteine nicht ganz verstopfet werden soll; so kann ein solches Küchengeräth bei uns viele Jahre hindurch und bis zu seiner gänzlichen Abnutzung gebraucht werden, ehe sich nur eine Spur von dergleichen fremden Theilen darin wahrnehmen läßt. Daher wird denn auch dieß Wasser zum Kochen und Brauen mit dem besten Nutzen angewendet. Nicht weniger zum Waschen ist dasselbe völlig brauchbar und vermischt sich leicht mit jeder Art Seife: wie dann überhaupt das in Goslar gewaschene Leinengeräthe an glänzender Weisse vieles seiner Art in andern Städten, selbst in manchen Residenzen, weit übertrifft.

Eine besondere überaus heilsame Einrichtung verdient hier angeführet zu werden, die unserer Stadt vor vielen andern eigen ist, und welche manche unserer Einwohner, die niemahls an andern Orten Wasser schöpfen gesehen, nicht zu schätzen wissen. In dem Gosestrohme sind sowohl in als ausserhalb der Stadt ganz einfache Maschinen, die so genannten Stöcke, von tannen Brettern, etwa zwei Fuß in der Länge und Breite hin und wieder eingesetzt, welche die Figur eines Kastens ohne Boden haben und auf allen vier Seiten mit verschiedenen Oeffnungen zum Einströhmen des Wassers versehen sind. Unter diesen Kasten liegen hölzerne Röhren, die einen Theil des Wassers auffangen und dasselbe wenige Fuß tief unter der Erde durch die ganze Stadt herum führen. Beinahe in jedem Hause, oder dem

ihm

ihm zugehörenden Hofe ist zu dem Ende ein eichener Pfosten aufgerichtet, in welchem zwei Höhlen der Länge nach herauf und oben zusammen gehn, in deren einer das Wasser, vermöge seines natürlichen Drucks, den es durch seinen vorhergehenden Fall bekommt, hinauf steigt und in der andern herunter fällt. Die erste dieser Höhlungen steht gerade über derjenigen Röhre, die das Wasser herbei führt: und die zweite ist mit einer andern Röhre in Verbindung gebracht, die das von oben herunter fallende Wasser aufnimmt, und es dem benachbarten Hause weiter bringt. Zu dieser wohlthätigen Einrichtung sind gar keine Wasserkünste oder Maschinen erfoderlich, deren Unterhaltung große Kosten erfodert: sondern weil die Stadt, wie schon oben gedacht ist, einen etwas abhängigen Boden hat; so hat das Wasser, das zu oberst in der Stadt aufgefangen wird, hinlänglichen Fall und drückt so stark, daß es in den Pfosten hoch genug steigen kann. Und so erlangt ein jeder Hausbewohner die Bequemlichkeit und den wichtigen Vortheil, daß er, um das benöthigte Wasser zu haben, nicht weit hin senden, oder aus der Tiefe eines Brunnen dasselbe mühsam heraus winden oder pumpen darf, sondern in der Nähe, und lediglich mit Aufziehen eines eingeschobenen Zapfens so viel, als er dessen zu jedesmahligem Gebrauch nöthig hat, heraus laufen läßt. Denn eine kurze in den Wasserpfosten eingeschobene Röhre hat eine Oeffnung von einem Zoll im Durchschnitte, so daß nicht eine halbe Minute erfodert wird, um daraus einen Eimer

mit

mit Wasser zu füllen. Jeder Hausbesitzer muß die Röhren von seines über ihn wohnenden Nachbars Wasserpfosten bis an den seinigen im Stande erhalten, und dem Röhrenbohrer jährlich etliche Groschen, aufs höchste 16 Sgr. reichen. Die Bürger haben also ein Wasser, welches sich nicht in der Erde zusammen gesogen, oder durch einen langen ruhigen Aufenthalt einen Grad der Fäulniß angenommen hat, sondern das auf einem steinigten Grunde aufgefangen worden, und fast beständig in einer fliessenden Bewegung geblieben ist. Bei starken Regengüssen und wenn der Schnee geschwind wegschmilzt, ist es zwar nicht zu verhüten, daß nicht mit der Gose einiges Schneewasser sich vermischen und bei dem Regen von ihren Ufern einige Erdtheile herab gespület werden sollten, die sich mit dem Wasser vermischen und es trübe machen; allein dieß sind denn doch gegen jene wichtige Vortheile sehr kleine und geringe Uebel, denen auch leicht abgeholfen werden kann. Denn der erste angeführte Fall entsteht nicht oft, und dauert auch gewöhnlich nicht lange: man weiß sich aber alsdann auch schon zu helfen und kann während der Zeit ohne Mühe ein anderes Wasser haben, welches das Gosewasser an Güte noch weit übertrifft, dessen sogleich gedacht werden wird. In dem andern Falle aber darf das trübe gewordene Wasser eine Stunde in einem kleinen oder großen Gefäße unangeregt stehen; so senken sich die Erdtheilchen auf dessen Boden: das klar gewordene Wasser darf alsdann nur sanft von denselben

selben abgegossen werden, und es wird zu einem jeden Gebrauch bequem seyn.

Vor dem Gosewasser hat ein anderes, dessen sich Goslar erfreuet, das so genannte Marktbecken-Wasser einen Vorzug. Es entspringt einige hundert Schritte von der Stadt in Süden am Rammelsberge, und wird, ohne daß fast ein Tropfen davon umkommt, in die Stadt geleitet. Zwei nahe bei einander liegende Quellen, die bei der stärksten anhaltenden Trockniß nie versiegen, sind in einen hölzernen Verschlag, der mit einem Deckel vor dem Einfallen fremder Körper versehen ist, zusammen geleitet, in welchem das Wasser in weite bleierne Röhren fällt, und unter dem Graben, Walle und den Mauren hindurch in die Stadt und sodann zum öffentlichen und Privat-Gebrauche sich ergießt. Auf dem Markte steht ein weites gedoppeltes, mit einem vergoldeten Adler geziertes Becken, von Bronze, das so genannte Marktbecken, von welchem das Wasser den Namen führt, und in welches dasselbe aus verschiedenen Oeffnungen zu eines jeden freiem Gebrauch reichlich ausfließt. Ausser dem aber sind an den ersten Röhren, welche das Wasser aus der Quelle empfangen, verschiedene hölzerne angebracht, die dasselbe eben so, wie das Gosewasser, in sehr viele Häuser herum leiten. Sein Vorzug vor der Gose besteht darin, daß dasselbe nicht, wie jene, auf einem Wege von zwei Meilen verdunstet, und daß nichts von Regen- oder Schneewasser sich mit ihm

vermischen, es trüben oder seine Reinlichkeit und Güte vermindern kann. Diese unterirrdische Wasserleitungen im Stande zu erhalten, und die durchs Alter schadhaft gewordene Röhren mit neuen zu verwechseln, dazu sind zwei Männer angestellt, die von einer mäßigen auf jedem Hause haftenden Abgabe besoldet werden, für jede neue Röhre aber eine bestimmte Bezahlung erhalten.

Der gute Nachbar unserer Stadt, der Rammelsberg, bringt noch ein sehr schönes Wasser an seiner Westseite hervor, welches den beiden vorher gehenden mit Recht vorgezogen wird. Glänzend hell, wie ein Crystall, dringt es aus einer Felsenwand mit Macht hervor, und sein Strohm, der wenigstens einen Zoll im Durchmesser stark ist, wird in keiner Jahrszeit vermindert. So kühl und erquickend dasselbe in der Sommerhitze ist, so wenig frieret es im härtesten Winter auf seinem ganzen Laufe, indem es den Berg herab rieselt, bis es sich in den darunter fliessenden Abzug ergießt. Die Freunde des Kaffee wollen einmüthig versichern, daß ihnen dieser Trank nie reizender schmeckt, als wenn er mit diesem Wasser gekocht ist. Die Quelle selbst ist mit einem niedrigen Gewölbe überbauet, an dessen Bogen zwei kleine nackende Kinder in Stein gehauen sind: davon hat die Quelle den Namen des Kinderbrunnen. Von der Begebenheit, welche durch dieses Denkmahl auf die Nachkommen gebracht werden sollen, und ob die Ehegattin des Ramm,

als

als sie das neu angelegte Bergwerk besehen wollen, hier von zwei Kindern unvermuthet entbunden worden, davon läßt sich mit einiger Zuverlässigkeit nichts sagen. In die Stadt wird dieß Wasser nicht geleitet; weil dieses mit zu vielen Kosten verbunden seyn würde: Einige aber lassen davon zu ihrem Tranke hohlen. Im Sommer wird der Kinderbrunnen von den Einwohnern fleissig besucht, zu deren Bequemlichkeit ein mit Linden umpflanzter großer Tisch von Schiefer dahin gestellt ist, und wo sie nach eingenommenen Kaffee in dem von hohen Tannen beschatteten Thale einer reizenden Promenade geniessen können. *)

Noch ein schönes Wasser, der **Weinbrunnen** genannt, entspringt am Fuße des Steinberges, in Westen der Stadt, in einer Entfernung von etwa hundert funfzig Schritten, und fließt nicht so reichlich als die vorhergedachten Wasser. Mit dem Weine hat diese Quelle nicht die geringste Aehnlichkeit, und ihr Name muß eigentlich **Weidenbrunnen** heissen, weil die Gegend, wo sie hervorkömmt, mit Weiden stark bepflanzt ist, von denen auch die daneben liegende Weidenmühle ihre Benennung führt. Ich selbst will zum Lobe dieses

*) Vor kurzem ist das gedachte niedrige Gewölbe wegen eines Baues an dem Bergwerke hinweg genommen; es soll aber, dem Vernehmen nach, verschönert hergestellt werden.

vortrefflichen Wassers nichts sagen, sondern lieber das Urtheil eines großen Gelehrten, des seligen Sulzers, anführen, der sich eine kurze Zeit bei uns aufgehalten hat, und von dem Verdachte einer Partheilichkeit ungezweifelt ganz frei ist. „In „Goslar," so erzählt der berühmte Mann, „tranken wir von einem Wasser, welches vor der „Stadt hervor quillt, und der Weinbrunn genennet wird. Es ist wegen seines reinen Geschmacks „und Leichtigkeit vielleicht das beste, welches ich „jemahls getrunken habe." a). Endlich liefert uns hier die gütige Natur noch ein angenehmes Geschenk mit einem Trinkwasser, welches in West-Nordwesten über der Stadt an dem Steinberge entspringt, und ohne zu versiegen reichlich ausströhmt, der Trühlke genannt, und das man eben so wenig ungenutzt verfliessen läßt. Es wird in Röhren aufgefangen, und besonders dem Kloster Frankenberg in Goslar und dem herrschaftlichen Communion-Zehndhause zugeführet. Selbiges hat ebenfalls nicht das geringste mineralische, sondern vielmehr alle die guten Eigenschaften an sich, die sich an den übrigen vorhin beschriebenen Quellwassern finden.

Durch diese wichtigen Naturgaben und den weisen Gebrauch, den man von ihnen macht, wird nun Goslar mit einem gesunden, reinen und wohlschmeckenden Wasser so reichlich versorgt, daß die Einwohner nicht allein zum Trinken, Kochen,

Brauen, Branntemeinbrennen und Waschen, zum Getränk für ihr Vieh, und zu den Mühlen hinlänglich damit versehen sind, sondern es sind auch auf den Gassen an verschiedenen Orten Pfosten aufgestellt, aus denen das Wasser in weite steinerne auch hölzerne Tröge zum allgemeinen Gebrauch ohne aufzuhören hinein fällt: diese stehn in zehn Gegenden der Stadt herum vertheilt. Und daher entstehn auch die kleinen auf den Hauptstraßen fliessenden Bäche, deren oben erwähnt worden. b). In dem untern Theile der Stadt befinden sich bei einigen Häusern Ziehebrunnen, die wahrscheinlich früher gegraben sind, als die Zuführung des Röhrwassers eingerichtet worden ist.

Eine beträchtliche Menge von Wasser wird in dem Stadtgraben am Clausthore, dem so genannten Feuer-Graben, aufbehalten, welches bei einer Feuersgefahr aus demselben heraus gelassen und ohne viele Umstände in der Stadt umher vertheilt werden kan.

Stehende Wasser sind in der Nähe von Goslar nicht, ausser dem in Westen liegenden herzbergischen und einigen andern kleinern Teichen, in welchen auch Fische von verschiedener Art und Krebse aufbehalten werden. Die in der Nähe fliessenden Wasser, welche die Stadt nicht berühren, sind die Oker in Osten, die Innerste und die Grane in Nordwesten. Die Oker und Grane fliessen auf einem Kieselgrunde, und enthalten Forellen und andere Fische:

in der Innerste hingegen dauren die Fische nicht; weil das Wasser von dem Waschen der gepochten Erze am Oberharze in sie fließt, welches die Fische tödtet. Der größte Nutzen aber, den diese Flüsse in hiesiger Gegend schaffen, besteht darin, daß sie auf den Hüttenwerken das Getriebe in Bewegung setzen.

Neben diesen verdient doch auch ein Bach, der ebenfalls ein köstliches Wasser führt, der so genannte Gelenbek (in der Sprache des gemeinen Mannes Gelmke) nicht übergangen zu werden. Er kommt hinter dem Rammelsberge, also der Stadt in Süden, zwischen den Bergen hervor und wird an einer Anhöhe sorgfältig herum geleitet, so daß er eine Beugung ganz nach Osten in einem rechten Winkel leidet. Auf diesem Wege füllt er einige kleine Teiche und versorgt den Sanct Pankratienhof mit seinem Wasser. c).

Anmerkungen.

a) In Herrn Bernoullis Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, B. 2. S. 56. Wie es übrigens diesem großen Manne bei uns gefallen hat, davon sagt er gleich nachher: „Kurz, um Goslar herum „sind so viele Merkwürdigkeiten der Natur, daß „ich den Anlaß suchen werde, mich einmahl wenigstens acht Tage daselbst aufzuhalten.“ Und S. 57. — „zu Clausthal fuhren wir in zwei „Silbergruben, die Caroline und Dorothee — „wir mußten aber bald wieder heraus, weil wir „vor Abend wieder in Goslar seyn wollten. Also „war

„war ich genöthiget, die für einen Physiker schön„sten Oerter in ganz Deutschland nur mit einem „flüchtigen Auge anzusehen.“ Vergleicht man nun dieses Urtheil mit jenem eines Ungenannten; (der Mann that freilich wohl daran, daß er ungenannt bleiben wollte) so kann es nicht schwer zu entscheiden fallen, wer unsern Beifall verdiene: dieser scharfsichtige Beobachter und Kenner der Natur, oder jener Reisende, der, wie man nicht anders glauben kann, in der Schuhmachergesellen-Herberge eingekehrt seyn, und da seine Nachrichten eingesammlet haben muß. *). Denn wenn man da aus dem Fenster sieht, so bemerkt man gegen über, in diesem abgelegenen Winkel der Stadt, einige Häuser von der Beschaffenheit, wie er sie beschrieben, und nach denen er alle übrigen Wohnungen beurtheilt hat.

b) Der Herr Verfasser der Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich fehlt also gewaltig, wenn er diese Bäche für die Gose ansieht. Denn das ist doch wohl seine Meinung bei den Worten: „Die Gose, „die das Gassenpflaster zur Bahnmutter hat.“ B. 1. S. 47. Ein Bier aus diesem Wasser gebrauet, in welches aller Unrath aus den Häusern hinein gekehret wird, möchten weder ich noch meine Mitbürger trinken.

c) Verschiedene, die in der Hydraulik ganz fremd sind, hegen die Meinung, daß dieses Wasser berg-

*) Die Schuhmachergesellen hatten damahls in einer abgelegenen Gegend der Stadt ihre Herberge, die sie aber, aus gegründeter Besorgniß eines Zusammenstürzens, verlassen und mit einem bessern Hause vertauscht haben.

an fliesse, weil dasselbe über den Petersberg geleitet wird. Nun scheint es zwar bei den verschiedenen Höhen und Tiefen, die in dieser Gegend mit einander abwechseln, und bei der Beugung, die dem Bache gegeben wird, als wenn mit ihm wirklich so etwas vorgienge; allein das ist nichts anders, als was die Gelehrten Fallacia optica nennen. Die Mischung mehrerer Tiefen und Anhöhen, die hier zusammen treten, täuscht das Auge des Anschauers. Denn steht man auf dem Petersberge, wo man den Bach nicht weit übersehen kann; so scheint es, als wenn er seitwärts aus dem Thale, das mit der Anhöhe grenzt, herauf käme: und wer sich in dieser Tiefe befindet, dem kommt es auch so vor, als wenn das in der Anhöhe fliessende Wasser seinen Lauf hinaufwärts nähme. Bei einer nähern Untersuchung findet es sich jedoch, daß die Anhöhe, an welcher der Bach mit Mühe und Kosten herum geführt wird, mit dem Petersberge zusammen hängt, und daß der Grund dieses Berges wirklich tiefer liegt, als die Sole des Baches: daß folglich auch kein Wunderwerk der Natur hier anzutreffen ist. Es würde auch dieses Umstandes gar nicht erwähnt worden seyn, wenn nicht ein angesehener Schriftsteller, der Herr von Rohr, sich über denselben etwas undeutlich ausgedrückt hätte, wodurch ein Unkundiger irre geführt werden könnte. Er sagt in seinen Merkwürdigkeiten des Oberharzes Th. 2. S. 469. „von dem Gelenke-Bach ist merk„würdig, daß er oben über einen Berg, nemlich „den Petersberg, geleitet wird, indem sein Ur„sprung in dem Thale etwas höher liegt, als der „Berg."

Das

Das fünfte Kapitel.

Botanisches Klima der Stadt und ihrer nächsten Gegend.

Nach der physischen Lage der Stadt zu urtheilen, sollte man in ihr eine Temperatur der Luft vermuthen, die der in Halle, Londen und andern Orten, die mit ihr unter gleichem Grade der Breite liegen, gleich wäre; allein das findet sich nicht. Die Harzberge, die der Stadt in Süden und Westen sehr nahe sind, machen hierin eine merkliche Aenderung. Von diesen Bergen, die gewöhnlich im Herbste früher, als die flachen Gegenden, mit Schnee bedeckt und im Frühlinge später von demselben befreiet werden, und aus deren Thälern kalte und feuchte Dünste heraufsteigen, die gar oft im Nebel sichtbar werden, wehen uns die Winde eine etwas kalte Luft zu und verursachen, daß der Frühling einige Tage später bei uns einspricht, und der Sommer um so viel früher uns verläßt, als in der Gegend, die in Osten und Norden nur einige wenige Meilen von hier entfernt ist. Die ersten Gartenfrüchte können wir daher sobald nicht haben, als unsere Nachbaren, die Einwohner z. B. in Braunschweig und im Halberstädtischen: und die Weintrauben, späten Vietsbohnen, auch wohl selbst die Zwetschen werden zuweilen, jedoch äusserst selten, von Nachtfrösten schon beschädigt, ehe sie ihre völlige Reife erlangt haben.

Ob nun gleich die Witterung hier nicht so rauh und unbequem ist, als sie in den benachbarten Bergstädten empfunden wird, wo zuweilen die Schlittenfahrt noch im besten Gange ist, wenn in unsern Gärten die jungen Salatpflanzen schon vorhanden und die frühen Erbsen aufgelaufen sind; so ist doch nicht zu leugnen, daß die benachbarten Gebirge einen starken Einfluß in unser Klima haben. Derjenige muß inzwischen keine günstige Gesinnung für Goslar gehabt haben, der vormahls bei einer gewissen Gelegenheit vorgeben können, daß die Stadt fast beständig mit Hüttenrauch angefüllt sey. Die Hüttenwerke sind wenigstens eine Stunde von ihr entfernt, und wenn auch alle Oefen im Feuer stehn und den stärksten Rauch ausdunsten; so ist ihre Entfernung doch zu weit, als daß dieser Rauch in Goslar bemerkt werden könnte. Nur in dem einzigen Falle, wenn der Nordwind viele Tage nach einander anhaltend wehet, geschiehet es wohl, daß von der hinter einem waldigten Berge liegenden Herzogs-Juliushütte einiger Geruch gespürt wird: und dieser Fall ist noch immer selten. Die Luft ist hier so leicht, rein und gesund, als man sie nur wünschen kann: und wenn auch die Spitzen der Berge zuweilen in Nebel eingehüllt sind; so ist mit Grunde zu vermuthen, daß in andern Gegenden in der Nähe der Nebel eben so stark steht, den man aber darum nicht bemerken kann, weil da keine Berge sind. Ich habe sechs Jahre lang mitten zwischen Goslar und Braunschweig, von jeder Stadt drittehalb Meilen entfernt

ge-

gewohnt, wo ich aus meinem Fenster den Rammelsberg und die neben ihm liegende Berge sehr deutlich erkennen konnte: sehr selten aber habe ich wahrgenommen, daß die Luft an und unter diesen Bergen trüber, als an meinem Wohnorte gewesen wäre: und vermuthlich ist es in Goslar eben so oft hell und heiter gewesen, wenn wir trüben Himmel hatten, der uns die Aussicht in die Ferne untersagte. Da nun auch alle Arten von Feld- und Gartenfrüchten, die im Freien wachsen, bei uns gebauet, und alle Arten von Obst, selbst Pfirschen und Aprikosen geerndtet werden; so ist das ein Beweis, daß unsere Gegend kein unwirthbares Land ist.

Was die Witterung betrifft, so hat in den Sommer-Monathen das Farenheitische Thermometer mehrentheils zwischen 52. und 64. Graden gestanden, welche nach Reaumur 9. und 15. Grade über Null sind. Es versteht sich, daß dasselbe an kühlen Tagen etwas tiefer gefallen und an den heissen weit höher gestiegen ist. In dem Sommer 1790. stand das Quecksilber, nach einer genauen Beobachtung, am ersten und am 8ten April, wo wir noch Nachtfröste empfanden, auf 27. Grade am Farenheitischen Thermometer; dagegen war es am 29sten Junius, dem wärmsten Tage in diesem Sommer bis auf 89. gestiegen. In den darauf folgenden vier Jahren war der Stand des Quecksilbers im Thermometer, das in freier Luft, aber im Schatten hieng, an der Farenheitischen Scala an den kältesten

und

und wärmsten Tagen, laut meines meteorologischen Tagebuches folgender:

Im Jahre	Der kälteste Tag.		Der wärmste Tag.	
1790.				
Sommer	6. Apr.	hatte 23. Gr.	23. Jun.	hatte 89. Gr.
Winter	30. Nov.	— 25. —	16. März	— 64. —
1791.				
Sommer	3. Apr.	— 31. —	30. Jun.	— 88. —
	1792.		1791.	
Winter	18. Febr.	— $10\frac{1}{2}$. —	12. Oct.	— 67. —
1792.				
Sommer	21. Apr.	— 27. —	10. u. 18. Jul.	86. —
	1793.			
Winter	8. Jan.	— 16. —	15. März	— 60. —
1793.				
Sommer	8. März	— 31. —	17. Jul.	— $87\frac{1}{3}$. —
	1794.			
Winter	9. Febr.	— 19. —	13. Oct.	— 71. —

Am Hollmannischen Barometer war die kleinste Höhe in dem Sommer 1792. den 19ten Apr. 26. Pariser Zoll und 5. Linien: der höchste Stand am 26sten Sept. 27. Zoll und 7. Linien.

Den Wind haben wir die meiste Zeit aus Westen, aus welcher Himmels-Gegend auch der mehreste Regen zu erfolgen pflegt: deswegen sind auch die Gebäude an der Westseite gegen den Angriff der Witterung am meisten verwahrt. Aus Süden bläset uns der Wind am wenigsten und nur höchst selten einmahl, fast nie einen ganzen Tag, da der Westwind hingegen zehn bis zwanzig Tage nach einander an zu halten pflegt. Die Veränderung der Winde

kan

kan ich aus meinem Fenster an einer sehr empfindlichen Fahne wahrnehmen, und davon habe ich nach einer genauen Beobachtung folgendes bemerkt:

Im Jahre 1792. hatten wir den Wind

aus	Osten	an	70	Tagen
=	Nordost	=	34	=
=	Norden	=	48	=
=	Nordwest	=	43	=
=	Westen	=	230	=
=	Südwest	=	55	=
=	Süden	=	31	=
=	Südosten	=	43	=

Der ganz trüben Tage, ohne einigen Sonnenblick, waren in diesem Jahre 74. Ganz heiterer Tage, und die nicht einmahl durch ein kleines Gewölk unterbrochen wurden, waren 57. An den übrigen war das Wetter veränderlich, jedoch größten Theils hell.

Dieß wird hoffentlich hinreichend seyn, denen Lesern, welchen daran gelegen ist, einen Begriff von der Beschaffenheit der Witterung an unserm Orte zu ertheilen.

Merkwürdig ist mir inzwischen die Parallele mit dem Wienerischen Thermometer und dem unsrigen gefallen, die ich im Jahre 1790. zu bemerken Gelegenheit hatte. Den 23sten Junius des genannten Jahres hatte man in Wien bei einer lange anhaltenden Trockniß 93. Grade am Farenheitischen Thermometer gehabt: und von dieser ungewöhnlichen Höhe war, nach erfolgtem Regen, das Quecksilber

so tief herab gesunken, daß dasselbe den 16ten Jul. auf 57. Grade stand. Wir hatten den 23sten Jul. 89. Grade (fünf Grade mehr, als im vorigen Sommer am wärmsten Tage) und den 16ten Jul. 53. Grade. Wenn wir jene Angabe mit unsern Bemerkungen vergleichen; so findet sich, daß an beiden bemerkten Tagen unser Thermometer genau vier Grade niedriger, als das in Wien gestanden hat. Seit dem habe ich mir dort einen Bekannten gewünscht, der so gefällig wäre, seine täglichen Wetter-Beobachtungen mir mitzutheilen, um dieser Uebereinstimmung in der Witterung weiter nach zu spüren, der mir aber mangelt.

Die mittlere Temperatur der Eiszeit von Goslar und einigen, nicht weit von hier entlegenen Oertern, hat der gelehrte und arbeitsame Herr Berg-Commissarius Rosenthal also angegeben: Auf dem Brocken oder Blocksberge dauret sie 166 Tage, zu Clausthal 130, in Goslar 115, in Göttingen und Osterode 104, in Wernigerode 94, und in Hannover 67. Tage. a).

Von einigen sehr kalten Tagen im Winter an einem Orte läßt sich auf das ganze Klima daselbst nicht sicher schliessen; sonst hätte in dem allerkältesten Winter dieses Jahrhunderts im Jahre 1788 — 89. die Kälte in Schweden ungleich strenger seyn müssen, als sie am Oberrhein war, wovon uns doch öffentliche Nachrichten das Gegentheil versichert haben. b).

Der

Der Gewitter sind hier nicht mehr und nicht weniger, als an andern Orten unter gleichem Himmelsstriche: und ich habe sie anderswo eben so stark und stärker erlebt, als in Goslar. Daß aber die Ausdünstungen der Erze einen Stoff zu Erzeugung der Donnerwetter abgeben können, das ist eine Vermuthung, die einem der Sachen Unkundigen etwa beigehn möchte, die aber wohl nicht zu einer Behauptung werden kann. Die Erze liegen in dem Rammelsberge viel zu tief und die metallischen Theile in dem Gesteine zu sehr zerstreuet, als daß die Erze stärker als andere Steine ausdünsten könnten. Auf den drei Hüttenwerken in unserer Nähe dampfen Tag und Nacht eine Anzahl Oefen, in welchen die Erze glühen: und auf den unter freiem Himmel liegenden Erz- oder Schwefel-Röften werden jährlich einige tausend Centner fliessenden Schwefels gefangen, von denen vielmahl so viel Schwefel in die Luft verdunsten. Ja, wenn wir den vortrefflichen Naturforscher in Kopenhagen, Herrn Tyge Rothe, hören; so steigen bei unserer Stadt jährlich 154,000 Centner Materie in die Atmosphäre, die in Luftpartikelchen aufgelöset werden. c). Hätten nun diese so häufigen Ausdünstungen, die bei der Scheidung der Metalle entstehn, einen stärkern Einfluß in die Gewitter, als andere Dünste, so wären die Hütten-Gebäude in der größten Gefahr, von den Wetterstrahlen getroffen zu werden, wovon man doch seit einem Menschenalter keinen Vorfall anzugeben weiß. Alles, was mich seit meinem vier und zwanzigjährigen

gen Aufenthalte in Goslar die Erfahrung von den Gewittern gelehrt hat, ist dieses, daß diejenigen Gewitter, die aus Osten und Nordosten zu uns herauf steigen, weit länger an zu halten und weit stärker zu seyn pflegen, als die, welche sich von Westen und Nordwesten uns nähern. Den Grund davon glaube ich darin zu finden, daß die mit Gewitterdünsten angefüllten Wolken aus den westlichen Gegenden eine Kette von Gebirgen bereisen müssen, auf welchen die Luft dünner und leichter ist, als in der Ebene. Sie finden also, indem sie sich von den Bergen entfernen, über Goslar eine etwas dichtere Luft, die dem Niederlassen der Wolken einen stärkern Widerstand leistet, als die, welche sie passiret waren: und da sie nun durch diese dichtere Luft in ihrem Zuge nicht aufgehalten, sondern vielmehr gefördert werden; so ist keine physikalische Ursache vorhanden, warum sie hier länger, als anderswo verweilen sollten. Eine ganz andere Bewandniß aber hat es mit denen Gewittern, die aus den östlichen Gegenden zu uns heran ziehen. Die Luft, die die sie trug, war mehrentheils immer von gleicher Dichtigkeit, und trug zu ihrem Fortrücken nichts bei, sondern der Wind gab ihnen die Richtung, die sie nahmen. Indem sie aber zu uns herschweben und den Bergen nahe kommen, finden sie eine andere Beschaffenheit der Atmosphäre: die Luft unter ihnen wird zu leicht, als daß sie diese schweren Dunstmassen unterstützen und halten könnte: die Wetterwolken senken sich also und drängen sich an und zwischen die

Gipfel

Gipfel der Berge. Daher kommt es auch, daß diese Wetter sich gemeiniglich lange über uns verweilen und uns ihre ganze Gewalt empfinden lassen. Ein Glück für uns, daß dieser letztere Zug der Gewitter immer eine sehr seltene Erscheinung ist. Denn in den nächst verflossenen Jahren haben alle Gewitter ohne Ausnahme ihren Zug aus den westlichen Gegenden nach Osten und Nordosten genommen.

Der Winter führt bei uns auch nicht mehrere Beschwerlichkeiten bei sich, als in andern Gegenden des nördlichen Deutschlands, sondern er erleichtert vielmehr oftmahls das Fortkommen des Fuhrwerks, indem die Einwohner bei hohem Schnee sich der Schlitten bedienen, mit denen sie in den Wäldern und an den Bergen die Lasten weit leichter und bequemer, als auf Wägen, fort zu bringen im Stande sind. „Das Eis," sagt der Herr von Rohr in seiner Nachricht von Goslar, d) „muß mit großer Mühe aus der Stadt geschaffet werden;" allein die Arbeit, die das Fortschaffen des Eises erfordert, ist in der That von so weniger Bedeutung, daß sie vor jedem Hause von einer Magd höchstens in einer Stunde verrichtet werden kann. Das Eis pflegt sich freilich in manchem Winter, besonders wenn ein tiefer Schnee gefallen ist, der die auf den Gassen fliessenden Bäche verschüttet hat, und wenn ein anhaltender Frost hinzu gekommen, sehr an zu häufen. Man geht sodann auf den Straßen wohl einen Fuß höher, als im Sommer. Allein dieß macht Niemanden einige Sorge. Bei dem Herannahen des Früh-

lings schmilzt das Eis von oben allmählig, und löset sich auch von der Erde von selbst ab, so daß es vermittelst einer Hacke oder eisernen Schaufel von dem Steinpflaster weggestoßen und in das daneben fliessende Wasser gefeget wird. Alsdann wird die Gose aus dem obern Theil der Stadt herabgestellt und ein Paar Stunden lang auf eine solche Straße geleitet: jeder Hauswirth läßt, so weit sein Pflaster reicht, dem Eise nachhelfen; und so führet eben das Wasser, aus welchem das Eis zum Theil entstanden war, die vorhandenen Eisstücken mit sich zur Stadt hinaus, und in einem Paar Stunden ist eine solche Gasse ihres Eises völlig entledigt und rein. Die mehresten Jahre bedarf es dieser wenigen Mühe nicht einmahl, sondern das Eis entfernt sich allmählig in dem Maaße, wie sich der Frühling mit einer warmen Witterung uns nähert.

5 Gr.

Anmerkungen.

a) Gang des Schwer- und Wärmemaaßes, der Jahrszeiten und des botanischen Clima ꝛc. in dem Hannoverischen Magazine, St. 93. und 94. vom Jahre 1787.

b) S. G. F. Mund im Landwirthschaftlichen Magazin des zweiten Jahrganges ersten Quartalstück. S. 130.

c) Allgem. Literatur-Zeitung, Nr. 343. vom J. 1791.

d) Jul. Bernh. von Rohr Merwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes. Th. II. S. 466.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mund, Sebastian Georg Friedrich,

Topographisch-statistische Beschreibung der Kaiserlichen freien Reichs-Stadt Goslar Zur Belehrung und Unterhaltung für Leser aus allen Ständen

Bd.: 1

Goslar [1799]

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Top.o.105(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11713487-7
VD18 90323742